



Studientexte Reportagen Hintergründe

Materialheft 1



Inhaltsverzeichnis

Mission 4

Mission.de
Kirchen unterwegs in gemeinsamer Mission

Mission: Wie es war und wie es ist
Eine ganz kurze Geschichte der Mission

Warum Mission?
Thesen und Anstöße

Mission: um Gottes Willen – der Welt zuliebe
Für eine Globalisierung der Menschlichkeit

Was wir meinen, wenn wir von Weltmission reden
Ein Missionswerk erklärt die Mission

Mission und Dialog
Zum christlichen Missionsverständnis im Kontext des interreligiösen Dialogs

»Dass Gott uns eine Tür für sein Wort auftue«
Über die Wurzeln der Weltmission und was sie heute bedeutet

»Vertraut darauf, dass Gott schon längst am Werke ist«
Die Missionsinstruktionen von Nikolaus Ludwig von Zinzendorf

Begeistern 21

Ein Stück Heimat
Afrikanische Gemeinden in Hamburg

»Das Wort ›Missionar‹ mag ich nicht«
Togo – Ein Wiedersehen nach vierzig Jahren

Evangelium auf Ultrakurzwelle
Wie ein Ingenieur zur Mission kam

»Mit Gottes Hilfe geht alles«
Sambia: Lehrerin Lillian kämpft für »ihre« Kinder

Bescheidenheit fördert Harmonie
Christsein auf Bali

Dem ganzen Menschen dienen
Die Äthiopische Evangelische Kirche Mekane Yesus

Stärken 35

Die wahre Pointe der Mission
Missionstheologische Gedanken zum Thema Partnerschaft

Der Heilige Geist und das Eier-Tabu
Christsein in Nordghana

Krankenversorgung zwischen Ruinen
Ärztliche Mission heute

Das Fass ohne Boden
Eine fast wahre Geschichte

Was Kirchen bewegt
Antworten aus dreizehn Ländern

Begegnen 47

Noten überbrücken Kontinente
Joyful Noise oder: Musik verbindet Menschen weltweit

Ich bin Missionar
Richtet die Verbreitung der christlichen Botschaft Unheil an?

»Die beste Zeit meines Lebens«
Erfahrungen im Freiwilligenprogramm

Mission und Religionsfreiheit
Die zwei Seiten derselben Münze

Zwischen zwei Welten
Gedanken einer Ghana-Rückkehrerin

Die Botschaft der fünf Zwerge
Anderen Menschen begegnen – achtsam und verbindlich

»Ihr wohnt doch im gleichen Dorf«
Eine afrikanisch-europäische Begegnung

Engagieren 61

Kein leichtes Brot
Sambia: Bauern kämpfen gegen Trockenheit und Erosion

Medizinpionier am Kilimandscharo
Missionar entwickelt Verfahren für Entwicklungsländer

Jesusfilme im Buschkino
Pfarrer Hans-Martin Geißner sieht sich in Tansania als Mittler

Die rasende Ärztin
Gesundheitsdienst in Paraguay

Bodybuilder in der Kirche
Eine Gemeinde in Kapstadt

Chancen für die Straßenkinder
Ein Kinderzentrum in Nairobi

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser!

Dieses Heft ist eine Einladung.

Wir laden Sie ein, die weltweite Gemeinschaft der Christen und Kirchen kennen zu lernen. Ich verspreche Ihnen, dass diese eine spannende Entdeckungsreise wird. Denn was wissen wir wirklich vom Leben der Christinnen und Christen in anderen Ländern unserer Erde?

Es ist doch merkwürdig: In einer Zeit, in der ständig von Globalisierung die Rede ist, wir wie selbstverständlich schon zum Frühstück Produkte aus aller Welt genießen, über das Internet bis in die entlegensten Winkel unseres Globus schauen können, wissen wir kaum, was unsere Geschwister in anderen Kirchen bewegt. Dabei könnte uns dieses Wissen einen neuen Blick öffnen – auf unseren Glauben und unsere Art, Kirche zu sein.

Dieses Heft ist auch eine Einladung, sich mit diesem vertrackten Thema Mission auseinander zu setzen. Wer das M-Wort in unseren Kirchen in den Mund nimmt, wird häufig schief angesehen: Mission – das war doch mal früher? Mission – gibt’s die überhaupt noch? Mission – da ist doch viel Schlimmes angerichtet worden?



Wer Christinnen und Christen in der Dritten Welt fragt, der bekommt ganz andere Antworten. Man hört zwar auch Kritik an der historischen Mission, aber es überwiegt die Wertschätzung für das, was die frühen Missionarinnen und Missionare geleistet haben. Und natürlich die Freude darüber, dass sie das Christentum bekannt gemacht haben und selbstständige Kirchen entstanden sind. Mission – das lesen Sie insbesondere im ersten Teil dieses Heftes – verdient eine genauere, unvoreingenommene Betrachtung. Und dies gilt nicht nur beim Blick in die Geschichte, sondern auch für die Rolle von Mission heute.

Zugegeben: Dies sind viele Versprechungen für ein Heft von 72 Seiten. Aber nehmen Sie uns beim Wort: Wenn Sie etwas vermissen, schreiben Sie uns. Es wird in den nächsten drei Jahren ähnliche Hefte wie dieses geben – und Ihre Anregungen sind uns immer willkommen.

Mit herzlichen Grüßen

Martin Keiper
Leiter der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit
im Evangelischen Missionswerk in Deutschland

Impressum

Herausgeber: Evangelisches Missionswerk in Deutschland (EMW) für die Träger von mission.de
Redaktion: Martin Keiper (verantw.)
Design: Buttgereit und Heidenreich, Haltern am See, www.gute-botschafter.de
Druck: MHD Druck und Service, Hermannsburg
Hamburg, Oktober 2008



Mission.de

Kirchen unterwegs in gemeinsamer Mission

Nun ist es also entschieden. Die Imagekampagne des evangelischen Missionswerkes hat einen Namen und einen Slogan, den wir nun in vielen Publikationen der Zukunft wieder erkennen werden und den wir uns auch zu eigen machen wollen.

Die Arbeitsgruppe Imagekampagne blickt auf Monate intensiver kreativer Arbeit und einen recht langen Abstimmungs- und Entscheidungsprozess in den Gremien des EMW zurück. Konstruktives Mitdenken von Vorstand und Kollegium haben das nun vorliegende Ergebnis möglich gemacht. Nicht alle, so ist zu hören, sind mit dem Ergebnis vollkommen zufrieden; trotzdem wurde ein Kompromiss erreicht, dem mehrheitlich zugestimmt worden ist. Aus diesem Grund möchte ich zunächst all den Vätern und Müttern der neuen Konzeption zu dem Resultat gratulieren und für Geduld und Langmut danken.

Mission.de: um Gottes willen – der Welt zuliebe

Assoziativ denke ich bei diesen Worten an das Gespräch zwischen Jesus und Nikodemus im dritten Kapitel des Johannes-Evangeliums. »Denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.« (Joh. 3,16)

Ohne die Bedeutung des neuen Claims überschätzen zu wollen, findet sich doch hier ein Hinweis auf die christologische Ausrichtung weltmissionarischer Arbeit von Kirchen und Werken im 21. Jahrhundert, der zunächst für unsere Selbstverständigung wichtig ist. Tatsächlich handeln wir doch im Auftrag Gottes, seine Liebe zu uns, zu allen Menschen, sein liebevoller Blick auf die Welt motiviert uns zu vielfältigen Aktivitäten als Kirche in Mission in sechs Kontinenten.

Dies gilt für das Engagement in klassischen Evangelisationen, aber auch im Gesundheitswesen und im Schulbereich, in der Ausbildung von Menschen, beim Aufbau von kirchlichen Strukturen und natürlich auch in der Projektarbeit in Diakonie und Entwicklungsdienst – um nur einige der Arbeitsfelder zu nennen, in denen evangelische Missionswerke sich heute erfolgreich profilieren – um Gottes willen – der Welt zuliebe.

Natürlich lässt sich ein missionstheologisches Konzept aus evangelischer Sicht nicht auf sechs knappe Worte reduzieren, aber der neue Claim liefert zahlreiche Anknüpfungspunkte für weitere Überlegungen und ich bin gespannt auf die in Aussicht gestellten Gottesdienstentwürfe und Texte zu dieser Thematik.

Mission ist und bleibt eine grundlegende Dimension christlichen Glaubens (Mt. 28.16–20) und muss deshalb nicht neu begründet oder gar angesichts der gegenwärtigen Reformdebatten verteidigt werden. Die innerkirchliche Diskussion der letzten Zeit – nicht nur im Zusammenhang mit dem Perspektivpapier »Kirche der Freiheit« – zeigt meines Erachtens allerdings eines deutlich: Weltmissionarisches Engagement, das aus unserer Sicht nur in enger Abstimmung mit unseren Partnerkirchen gestaltet werden kann, wird nicht immer und überall als schon heute weit erkennbares Leuchtfeuer wahrgenommen. Die zahlreichen Anfragen zu möglichen Doppelstrukturen und die immer drängendere Frage nach Transparenz, Effizienz und Profil machen dies deutlich.

Ein öffentlichkeitswirksames, klares Profil des EMW und seiner Mitgliedsorganisationen wird ein Gewinn sein; für unsere Verständigung unter uns und natürlich auch mit unseren ökumenischen Partnern; und sicherlich auch für die notwendige Kommunikation mit Sponsoringen und Spendern und all denen, die über Plakate und Faltblätter, Zeitungsanzeigen und Werbespots und vor allem über das Internet auf Mission.de aufmerksam werden und interessiert nachfragen werden: Warum um Gottes willen – der Welt zuliebe.

Vier Dimensionen weltmissionarischen Handelns werden in der inhaltlichen Grundlegung der Konzeption erläutert. Es versteht sich von selbst, dass alle vier Dimensionen aufeinander bezogen sind und im Sinne eines ganzheitlichen Verständnisses weltmissionarischen Dienstes einander zugeordnet sind.

Ich hielte es für ein Missverständnis, wenn aus der gewählten Reihenfolge eine Wertigkeit abgeleitet würde, als sei These 1 wichtiger als These 4. Vielmehr erkenne ich eine gewisse Dynamik, die in einem zirkulären Prozess von der weltweiten Gemeinschaft über Partnerschaft und Dialog zu weltweitem Engagement für Gerechtigkeit führt.

Ich möchte mich in meinem kurzen Kommentar auf die beiden mittleren Leitthemen »als Partner auf dem Weg – gemeinsam und solidarisch« und »anderen Menschen begegnen – achtsam und verbindlich« konzentrieren.

»Weil Gott es will, sind christliche Kirchen in weltweiter Mission als Partner gemeinsam unterwegs«.

Gemeinsam und solidarisch – gleichermaßen ein Wunsch und eine Zielvorstellung weltmissionarischer Arbeit. Wie schwierig es sein kann, sich im konkreten Fall gegenseitig kritische Fragen zu stellen und sich um Antworten zu bemühen, ist jedem deutlich, der diese Arbeit kennt. Ich denke bei diesen Sätzen aus der Konzeption, die ich teile, auch an die Partnerschaftsgruppen in meiner eigenen Landeskirche, die seit vielen Jahren in dieser Frage Erfahrungen sammeln.

Glücklicherweise sind es in diesem Arbeitsfeld ja auch viele Ehrenamtliche, die sich neben Theologen und Theologinnen engagieren und Fragen weltmissionarischer Verantwortung aus den Stäben in Gemeinden und Kirchenkreise tragen.

Trotz mancher Irritation und manchem handfesten Problem nicht aufzugeben, sondern festzuhalten an der Vision der Weggemeinschaft, tatsächlich verlässlich zu bleiben, achtsam zu hören und dabei die eigene Position nicht zu verschweigen, gehört zu den entscheidenden Lernerfahrungen in der Partnerschaftsarbeit; übrigens ein Arbeitsfeld, in dem das Engagement von Missionswerken und Kirchen mehr und mehr zusammenwächst.

»Weil unsere Welt Versöhnung braucht, wollen wir religiöse, kulturelle und politische Grenzen überwinden. Begegnung zwischen Menschen, die verschieden sind, weiten Horizonte. Sie können auch mit Konflikten einhergehen. Wenn eigene Standpunkte in gegenseitiger Achtung vorgetragen werden, entsteht wirklicher Dialog. So werden Menschen, Gemeinschaften und Welten verwandelt.«

Ohne Zweifel gehören der interreligiöse und der interkulturelle Dialog zu den großen Herausforderungen der Gegenwart. Die Missionswerke können hier ihre jahrelange Erfahrung sowie Einsichten und Erkenntnisse einbringen, sofern Mitarbeitende »im Feld« und in den Zentren tatsächlich die hier geforderte Offenheit und Dialogbereitschaft mitbringen und professionell nutzen können. Zumindest im norddeutschen Raum nehme ich wahr, dass Missionswerke bei der Rekrutierung ihrer Mitarbeiterschaft auf diese »Feldkompetenz« zuneh-

Mission ist und bleibt eine grundlegende Dimension christlichen Glaubens und muss deshalb nicht neu begründet oder gar angesichts der gegenwärtigen Reformdebatten verteidigt werden.

mend Wert legen; wie diese Kompetenzen zukünftig noch besser genutzt und ausgeweitet werden können, verdient in den vor uns liegenden Jahren besondere Aufmerksamkeit.

Wirklicher Dialog entsteht tatsächlich, wenn eigene Standpunkte in gegenseitiger Achtung vorgetragen werden. Angesichts der Komplexität der Fragen etwa hinsichtlich ethischer Wertmaßstäbe wachsen allerdings auch die Erwartungen an die Qualität des Dialoges. Dies setzt voraus, dass die eigene Tradition nicht nur bekannt ist, sondern der eigene Glaube und der entsprechende Wertekanon in einer Weise dargestellt werden können, die den Dialogpartnern das Verstehen erleichtern. Wenn die für das eigene Leben als richtig erkannten Positionen dann auch einladend und werbend formuliert werden, gewinnt der Dialog an Attraktivität, ohne den anderen oder die andere vereinnahmen zu müssen.

Dies gilt wohl auch für Gesprächsangebote im Bereich missionarischer Dienste bei uns zuhause.

Die »Verwandlung von Menschen, Gemeinschaften und Welten« wird am Ende der Passage als Konsequenz und Ziel formuliert. Ich vermute, dass die Autoren darauf hinweisen wollen, dass der Erfolg all dieser Bemühungen nicht in unserer Hand liegt. Trotzdem halte ich es für wichtig, zunächst darauf zu vertrauen, dass Menschen sich ändern und Perspektiven sich verändern können. Eine sich daraus ergebende tatsächliche Verwandlung von Gemeinschaften und gar Welten mag dann in weiteren Schritten mit Gottes Hilfe möglich werden.

*OLKR Rainer Kiefer,
Ev.-luth. Landeskirche Hannovers*

Mission: Wie es war und wie es ist

Eine ganz kurze Geschichte der Mission

»Lass mich in Ruhe mit deiner Mission«, sagte mir ein Kollege. »Im Namen der christlichen Mission sind schreckliche Dinge passiert.«

Recht hat er, der Kollege, aber soll ich ihn in Ruhe lassen? Ich gebe auch sonst Überzeugungen, die mir wichtig sind, nicht auf, weil sie in der Umsetzung oft scheitern. Soll ich etwa die Hoffnung auf eine friedliche Welt preisgeben, weil es immer noch Kriege gibt?

An der Mission scheiden sich die Geister. Für die einen gehört sie zu den »größten Erfolgen der neueren Kirchengeschichte«, für andere ist Mission nichts anderes als Ausdruck westlicher Arroganz mit verheerenden Folgen für fremde Völker und Kulturen. Für beide Positionen gibt es schlagkräftige Argumente. Der eine fragt mit Recht, was wohl aus dem Christentum ohne Mission geworden wäre, der andere findet in der Mission unbestreitbare Beweise für eine »Kriminalgeschichte des Christentums«. In der Tat, in der Mission gibt es beides, Segen und Fluch. Können wir beide gegeneinander aufrechnen? Das Ergebnis, so vermute ich, wird mehr über den Autor als über die Sache aussagen.

»Das Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden«, sagt Sören Kierkegaard. Geschichte ist wichtig. Sie ist das Lernfeld für die Gegenwart. Die christliche Mission, so behaupte ich, hat aus ihrer Geschichte gelernt. Sie hat ihre Theologie am biblischen Verständnis von Mission überprüft und in ihrer Praxis manche Verirrung früherer Jahre korrigiert. Mission ist heute nicht mehr dasselbe wie einst.

Wir können und dürfen unserer Geschichte nicht entfliehen, aber wir brauchen nicht auf die Vergangenheit fixiert zu bleiben. Maßstab für jede Mission ist, was sie biblisch-theologisch sein soll. Irrwege gibt es auch heute. Es ist aber ein Gebot der Fairness, unsere Vorstellungen und Bilder von Mission an dem zu messen, was sie heute ist und nicht an dem, was sie war. Mission braucht und verdient ein neues »Image«.

Mission ist heute nicht mehr dasselbe wie einst.

Im Folgenden machen wir einen kurzen Gang durch die Geschichte der neueren evangelischen Mission. Wir skizzieren einige Anschauungen unserer »Väter und Mütter«. Wir tun das in großem Respekt vor ihrem selbstlosen Einsatz und vor ihrer Leistung, aber nicht ohne Kritik. Es soll deutlich werden, wie sehr sich das Verständnis und die Praxis von Mission im Laufe der Geschichte verändert haben.

Der Anfang: Kolonialmission

Die neuere protestantische Missionsbewegung beginnt nicht mit einem feierlichen Beschluss einer Kirchenleitung und auch nicht auf Initiative von frommen Missionsleuten. Sie beginnt mit dem schlechten Gewissen eines Königs. Friedrich IV, König von Dänemark, war ein Lebemann und alles andere als ein königliches Vorbild. In einem Anflug von Reue greift er die Idee seines Hofpredigers auf, unter den Heiden zu »missionieren«. Ein gutes Werk. Gott wird's vergelten, denkt er.

1706 landen die ersten beiden Missionare in einer dänischen Kolonie im Süden Indiens. Sie sind Schüler von A. H. Francke, dem lutherischen Pietisten in Halle. Von ihm erhalten sie die größte Unterstützung. Die offizielle Missionsleitung sitzt aber in Kopenhagen. Die erste evangelische Mission am Anfang des 18. Jahrhunderts ist zwar nicht mit der blutigen Conquista früherer Jahrhunderte zu vergleichen, aber sie ist auch Kolonialmission.

Die treibende Kraft: Pietismus

»Wer ist ein Pietist? Der Gottes Wort studiert und nach demselben auch ein heilig Leben führt«, sagt P. J. Spener. Die Kolonisten haben jedoch wenig Interesse an Gottes Wort und noch weniger an einem heiligen Leben. Die Missionare sind nicht willkommen. Der Zusammenstoß ist vorprogrammiert. Die Mission steht kurz vor dem Scheitern.

Kennzeichen der alten Missionare sind Ausdauer und Sendungsbewußtsein. Sie erdulden die Feindschaft ihrer »Schutzpatronen« und wenden sich den »Eingeborenen« zu. Sie lernen ihre Sprache und erzählen von Jesus, dem Heiland. Sie haben keine besondere Strategie oder Missionsmethode, aber ein starkes Motiv: »Seelen retten für das Lamm«. Bekehrung bleibt das unbestrittene Ziel. Dennoch erinnert schon A. H. Francke seine Missionare daran, dass sich die Liebe Jesu nicht nur an der Sorge

um die Seele, sondern auch im Dienst am Nächsten erweist. Der in den Franckeschen Stiftungen praktizierte Geist der Barmherzigkeit zieht mit hinaus aufs »Missionsfeld«.

Die Missionare kommen mit einer schlichten Theologie. Sie kennt nur Schwarz und Weiß. Hier Irrtum und Aberglaube, dort Wahrheit und echte Gotteserkenntnis. Die einfachen Leute lassen sich das gefallen. Sie sind die ersten, die die »neue Wahrheit« aufnehmen. Die Gebildeten weisen den Anspruch zurück. Ihr Widerstand veranlasst die Missionare, die heiligen Schriften der Hindus zu studieren. Zum Missfallen der Heimatleitung werden sie nicht nur Pioniere des Reiches Gottes, sondern auch der Orientalistik.

Die Missionare kommen mit ihrem Evangelium in pietistisch-lutherischem Gewand. Sie predigen wie in Halle. Ihre Gottesdienste feiern sie nach der Liturgie der dänischen Kirche. Aber hier gibt es auch Katholiken, Anglikaner und Reformierte. Haben sie nicht dasselbe Ziel? Die gemeinsame Herausforderung legt eine Kooperation nahe, die in der »Heimat« wiederum auf Missfallen stößt. Aber schon N. L. Zinzendorf, ebenfalls Schüler von A. H. Francke, gibt seinen Missionaren den Rat, »nicht mit der Herrnhuter Elle zu messen«. Er weiß, dass das Evangelium in unterschiedlichen Situationen eine neue Gestalt finden muss. Auch eine zweite Lektion hat er schon gelernt: Mission und Kolonialismus vertragen sich nicht. Trägerin der Mission ist die Gemeinde der Erweckten und nicht eine koloniale Obrigkeit. Jeder, der den Ruf Gottes spürt, kann ein »Sendbote« sein. Ein Missionar braucht weder eine kirchliche noch eine staatliche Autorisierung. Die Herrnhuter Pietisten »erfinden« die Laienmission, die politisch unabhängig und überkonfessionell arbeiten will.

Niedergang und Neuanfang: Aufklärung und Erweckung

Die erste Blütezeit ist schnell vorbei. Rationalismus und Aufklärung geben den Ton an. Der Toleranzgedanke verdrängt den missionarischen Enthusiasmus, aber am Ende des Jahrhunderts kommt es zu einem überraschenden Umschwung. In England wächst der Protest gegen die schamlose Ausbeutung der Kolonien. Sozial engagierte Kreise verbünden sich mit der Mission. Im Kampf gegen den Sklavenhandel feiern sie einen ersten Triumph. Die neue Devise heißt »tätiges Christentum«. Unter diesem Slogan verbinden sich philanthropischer Geist mit neupietistischem Revival. Die Bewegung greift von England auf den europäischen Kontinent und

Nordamerika über. Es kommt zur Gründung zahlreicher neuer Missionsgesellschaften. Mission ist nicht mehr Sache kleiner »Konventikel«. Sie wird zum Anliegen breiter kirchlicher und humanistischer Kreise. Das »große Jahrhundert« der Mission beginnt.

Zugleich beginnt die Diskussion über verschiedene Missionsmotive und -methoden. Neben das Bekehrungsmotiv treten neue Konzepte wie die Pflanzung der Kirche, die Christianisierung der Völker oder die Ausbreitung der westlichen Zivilisation. Die Methoden reichen von der klassischen Heidenpredigt bis zum Aufbau von Bildungseinrichtungen und Gesundheitsstationen. Im breiten Spektrum der Mission finden alle ihren Platz: Einzelkämpfer und Kirchenleute, Erweckte und Liberale, Konfessionalisten und Ökumeniker. Was sie alle verbindet, ist die unerschütterliche Überzeugung von der Überlegenheit des westlichen Christentums.

Mission und Kolonialismus vertragen sich nicht. Trägerin der Mission ist die Gemeinde der Erweckten und nicht eine koloniale Obrigkeit.

Die Krise: Ende des »christlichen Abendlandes«

Die Expansion fordert ihren Preis. Die Mission, die eigentlich nur »Reich-Gottes-Arbeit« sein will, ist tief verstrickt in die »Händler der Welt«. Sie gerät in den Sog von kulturpropagandistischen und nationalistischen Interessen. Ihre viel beschworene Einheit und ihr hoher moralischer Anspruch zerbrechen im Krieg der »christlichen Völker«.

Auf den »Missionsfeldern« entstehen eigenständige Kirchen. Sie weisen den Paternalismus der Mission und den Imperialismus des Westens in ihre Schranken. Sie beteiligen sich am Aufbau ihrer Nationen, sie bestimmen ihre Rolle innerhalb ihres kulturellen und religiösen Umfelds, sie beanspruchen ihre eigene Theologie und Kirchengestalt und höchst bemerkenswert: sie weisen die Mission nicht zurück, sondern machen sie zu ihrer eigenen Sache.



Jede Kirche bedarf der missionarischen Erneuerung, und jede Kirche ist ihrem Wesen nach missionarisch.

Mission heute: Gottes Mission kontextuell und ökumenisch

Das Evangelium braucht in jeder Situation seine eigene »Inkulturation«. Es artikuliert sich in vielen Sprachen. Nicht fremde Missionare, sondern die Christen vor Ort sind die glaubwürdigsten Zeugen. »Die Hauptverantwortung für die Wahrnehmung der missionarischen Aufgabe liegt bei der Ortskirche«, folgert die Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes von 1984. Damit ist ein geographisches Verständnis von Mission endgültig überwunden. Jede Kirche bedarf der missionarischen Erneuerung, und jede Kirche ist ihrem Wesen nach missionarisch. Die Zeit des einseitigen Lehrens ist vorbei. Alle können von einander lernen. Die von der westlichen Mission gebaute Einbahnstraße öffnet sich einem aufregenden Gegenverkehr. Mission in ökumenischer Geschwisterschaft, eine Globalisierung, in der die Identität und Würde aller geachtet wird.

Die missionarische Kraft des Christentums liegt heute in der südlichen Hemisphäre, in den Gemeinden und Kirchen, die aus der Mission erwachsen sind. Man kann nur staunen, was aus den kleinen Anfängen geworden ist. Die Mission ist aber keine menschliche Heldengeschichte. Schon die ersten Missionare wissen, dass nicht sie, sondern Gott allein Menschen zum Glauben rufen kann. Sie verstehen sich als die, die den Samen säen. Das Wachsen der Saat liegt nicht in ihren Händen.

Aber diese Einsicht geht immer wieder verloren. Die Mission erliegt der anmaßenden Versuchung, die Welt aus eigener Kraft verändern zu wollen. Sie missversteht die Aufforderung Jesu, seine Botschaft weiter zu sagen, als »Missionsbefehl«. Kein Wunder, dass sie oft einem militaristischen Geist verfällt. Sie entwirft Strategien und setzt sie mit allen Mitteln durch, die oft das Gegenteil von dem sind, was Jesus will. Kein Wunder, dass sie oft im Schielen auf den Erfolg in falsche Komplizenschaft gerät. Erst nach ihrem großen Scheitern in China setzt sich die Einsicht durch, dass Mission »Gottes Mission« ist und nicht das Werk einzelner Erweckter oder der Kirche.

Diese theologische Einsicht macht die Mission bescheidener. Sie erkennt, dass wir nur Teilhaber an Gottes Geschichte sein können. Wir dürfen und sollen seine Heilsbotschaft überall verkündigen und in der Nachfolge Jesu leben, aber es hängt nicht von uns ab, wann das Reich Gottes kommt. Das befreit von falschem Eifer und Leistungsdruck. Gott hat seine eigene Geschichte mit den Menschen, auch mit denen, die nicht oder anders glauben. Unser Glaube und unsere Mission braucht den Glauben und die Mission anderer nicht zu verurteilen. Wahrheitsanspruch und Toleranz schließen einander nicht aus. Wir können dem anderen »in der Weise Jesu Christi« begegnen. Das Urteil über uns überlassen wir getrost Gott. Er kann uns beide »missionieren«.

»Mission – um Gottes Willen und der Welt zuliebe.« Gott selbst wird Mensch zum Heil der Welt. Das ist das ganze Evangelium, das in der Vielschichtigkeit des Lebens und in der Mannigfaltigkeit der jeweils situations- und zeitgemäßen Formen entfaltet werden will. Wo immer das geschieht, geschieht Mission, in Predigt und Auslegung biblischer Texte, im selbstlosen Dienst und Einsatz für Gerechtigkeit, im Eintreten für Menschenrechte und die Bewahrung der Schöpfung, in der Gemeinschaft mit christlichen Geschwistern und Andersgläubigen. Sie geschieht der Welt und uns zuliebe, denn ohne eine solche Mission ist die Welt um vieles ärmer. Sie hat aber zu geschehen im Verweis auf den, in dem allein Mission gegründet und begründet ist. Mission bleibt nur christliche Mission, wenn sie zur Frage nach Gott, dem Vater Jesu Christi, hinführt. Das bleibt ihr unverwechselbarer Auftrag.

Pfarrer i. R. Dr. Joachim Wietzke war Grundsatzreferent im Evangelischen Missionswerk in Deutschland und zuletzt Direktor des Nordelbischen Missionszentrums, Hamburg

Warum Mission? Thesen und Anstöße

THESEN

Die Frage ist nicht, ob Mission trotz ihrer Vergangenheit noch eine Zukunft hat.

Die Frage ist vielmehr, ob die Kirche Zukunft hat, wenn sie meint, auf das Wort Mission verzichten zu können und auf die Zumutung, die Aufgaben der Mission wirklich an sich herankommen zu lassen – und zwar in ihrer unaufhebbaren Zwieltigkeit.

Die Praxis der Mission wird verharmlost, wenn sie ausschließlich an die Vorstellung einer Tätigkeit in bestimmten Ländern gebunden wird.

Das Verständnis von missionarischer Praxis sollte »entterritorialisiert« werden. Gleichwohl bleibt Mission unaufgebbare ein Weg des Glaubens »an die Grenze«, ein Weg des Glaubens »auf der Grenze«, eine Umkehrbewegung des Glaubens, die geeignet ist, die Kirche aus der stabilen Ruhe immer wieder »in die Schweben« zu bringen – kurz eine Beunruhigung für die Kirche selbst.

In der Besinnung auf Mission geht es um das Grundlegende – und nicht etwa um etwas Zusätzliches, das als solches prinzipiell verzichtbar wäre.

Die erste missionarische Aufgabe der Kirche ist das Wachhalten der Gottesfrage. Um Nahrung, Gerechtigkeit, um die Erhaltung der Schöpfung kümmern sich auch andere Menschen und Gruppen – die Kirche ebenfalls, und das mit gutem Grund. Unvertretbar und unverwechselbar ist die Kirche allein als Lobbyistin der Sprache des Glaubens.

Eine missionarische Kirche stellt die christliche Wahrnehmung Gottes in eine interkulturelle und interreligiöse Perspektive.

Damit fängt sie zu Hause an. Die Kirche registriert mit Betroffenheit, dass die Sprache des Glaubens für viele Menschen auch in der Kirche zu einer Fremdsprache geworden ist. Sie bringen ihre guten und ihre schweren Erfahrungen nicht mehr mit den großen Worten des Evangeliums zusammen.



Eine missionarisch engagierte Kirche wird die Wahrheit des Glaubens nicht völlig ins Private verkommen lassen.

Hingegen ist das Christliche nicht ausreichend vertreten, wenn man nur die selbstvidenten Erfordernisse von »Konvivenz« (eine um Verstehen bemühte Nachbarschaft unterschiedlicher Weltanschauungen) und Dialog heraustreibt, die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz der Kirchen über ihre Sozialarbeit beantwortet sein lässt und im Übrigen auf die Religiosität der Menschen setzt.

Es geht um eine Mission von innen her, gleichwohl um keine nur spirituelle Mission.

Das Evangelium stellt die menschliche Existenz in ihrer Zwieltigkeit, ihren Übergängen, Abgründen und Brüchen in das Licht des göttlichen Versprechens, dass Gott und Mensch so zusammenkommen sollen, wie dies in Jesus Christus unverbrüchlich geschehen ist.

So antwortet das Evangelium auf die menschlichen Grundbedürfnisse nach Anerkennung der eigenen Würde, nach Zugehörigkeit und nach Zukunft.

Damit ist zweierlei gesagt. Zunächst: Das Evangelium ist letztlich vereinbar mit einem je kulturspezifisch vermittelten Sinn für menschliche Selbstachtung. Sodann: Das Evangelium wird immer mehr sein als eine Bestätigung sozialer, kultureller und ökonomischer Forderungen.

ANSTÖSSE

In der christlichen Ökumene (auch einem Netzwerk globaler Kommunikation!) kommen immer wieder Menschen und Gesellschaftsschichten vor, die ihre Interessen unter den Bedingungen moderner Kommunikationsnetze sonst nicht geltend machen können.

Manchmal stehen sie sogar im Zentrum und haben ein Forum, finden ein Ohr. Die ökumenischen und missionarischen Multis mögen ihre Schwachstellen haben. Sie sind aber unverzichtbare Foren, in denen sich weltumspannende Prozesse gegenseitiger Rechenschaftslegung vollziehen: Wie gehen wir, wie geht ihr mit dem Evangelium um? Was dabei zur Sprache kommt, ist nicht



Mission: um Gottes Willen – der Welt zuliebe

Für eine Globalisierung der Menschlichkeit

immer angenehm, hat aber dafür die ehrliche Härte und letztlich doch auch Anteilnahme, wie sie in Geschwisterkreisen üblich ist.

Christen halten in ihrer Verschiedenheit beieinander aus, ja sie suchen sich in ihrer Verschiedenheit gegenseitig auf.

Was wir »ökumenisches Lernen« nennen, ist im besten Fall nichts anderes, als eine Übung der Geschwisterlichkeit, eine Art ökumenischer Visitationspraxis – kurz: der Versuch, die eigene Situation, so gut es eben geht, durch die Brille der anderen zu sehen und sich auf die Sicht der anderen soweit einzulassen, dass deren Sinnhaftigkeit jedenfalls ein Stück weit nachvollziehbar wird. Es kommt immer wieder darauf an, dass Menschen sich im Geiste Jesu persönlich begegnen, ermutigen und infrage stellen. Die Emotionalität der persönlichen Begegnung ist dabei unersetzbar.

Die Globalisierung des Marktes erweckt den Anschein, als ob nun allen oder jedenfalls den meisten mehr und bessere wirtschaftliche Möglichkeiten erschlossen würden als zuvor.

Das Wort Globalisierung verdeckt aber auch, dass der Markt an vielen Menschen schlichtweg vorbeigeht, oder noch schlimmer, die Welt der anderen als Verfügungsmasse für den profitorientierten Raubbau an der Schöpfung missbraucht.

Eine missionarisch engagierte Kirche braucht der Welt keine gesellschaftlichen Utopien zu präsentieren.

Sie wird sich im eigenen Nahbereich und in den Horizonten, die ihr offen stehen und die ihr zugemutet sind, auf die Zweideutigkeiten des menschlichen Lebens einlassen und es für alle Beteiligten so schwer wie möglich machen, sich an dem im Evangelium offenbar gewordenen Zusammenhang von Gotteserfahrung und besserer Gerechtigkeit vorbeizumogeln. Es gibt keine Solidarität mit der weißen Weste.

Mission als Lobby des Glaubens arbeitet mit der Erfahrung, dass der Glaube an Gott sinnvolle und wirklichkeitsnahe Handlungsmöglichkeiten erschließt.

In den kontextuellen Beschränktheiten, im Kleinen, im Nahbereich, kann Gott wirken und wirkt Gott auch. Er wirkt auch weltweit. Warum glaubt der Glaube das? Weil er sich an den Gott hängt, der sich ganz auf den menschlichen Weg Jesu eingelassen hat, mit den Begrenzungen des Lebens Jesu freiwillig eins geworden ist und als Heiliger Geist mitten in dieser zerstörerischen Welt seine Geschichte in der Art fortsetzt, die die Beschränkungen des Weges Jesu ausmachen: In den Geschichten von der Freiheit des Glaubens, der Liebe und der Zuversicht. Mission als Lobby des Glaubens nimmt teil an der selbstgewählten Beschränkung Gottes, an der Schwachheit Gottes in dieser Welt, die doch dem Bösen nicht erliegen wird.

Prof. em. Dr. Theodor Ahrens

Pastorale Tätigkeit und Feldforschung in Papua-Neuguinea 1971–1978, Studienleiter am Melanesischen Institut, Referent für Grundsatzfragen und Gebietsreferent für Beziehungen der Nordelbischen Ev.-luth. Kirche nach Ostasien und Melanesien (1978–1987), seit 1987 Professor für Missionswissenschaft und ökumenische Beziehungen der Kirchen am Fachbereich Evangelische Theologie der Universität Hamburg, emeritiert seit 2005

Auszug aus: Theodor Ahrens, Mission nachdenken. Studien, Lembeck, Frankfurt 2002, 9–15

Mission ist Weite, Begegnung, Grenzüberschreitung. Ohne Mission bliebe das Christentum provinziell. Ohne Bewegung nach außen verlöre die Kirche ihre kulturüberschreitende Kraft, ihre Zukunft.

Noch Anfang des 20. Jahrhunderts erschien das Christentum als eine rein europäische Religion. Heute ist es eine lebendige und wachsende Religion in China, Indien, Afrika und Lateinamerika. Mission ist Antwort auf den universalen Charakter des christlichen Glaubens.

Religionen, die auf Ahnen, Ethnien oder heilige Orte bezogen sind, missionieren nicht. Mission macht nur Sinn, wenn meine Wahrheit offen ist für die Wahrheit jedes Menschen, gleich welcher Klasse, Rasse oder Geschlecht; wenn ich mich auf eine Begegnung mit dem Anderen einlasse, nicht bei mir selbst bleibe.

Der christliche Monotheismus ist von sich aus auf Universalisierung angelegt, er fragt immer über seine eigene regionale Kultur hinaus – um Gottes willen. Schon auf der ersten Seite der Bibel wird Gott als der Schöpfer aller Menschen vorgestellt und allen Menschen wird gleichermaßen Gottesebenbildlichkeit und damit unbedingte Würde zugesprochen.

Mission kann nicht im Stile Saulus' mit Zwang erfolgen. Saulus hatte Menschen verfolgt, weil er sie mit Gewalt zum rechten Glauben zurückbringen wollte. Es gibt auch heute Christen, die Gefahr laufen, anderen Menschen durch die Art ihres Missionierens die Würde abzuschneiden. Saulus wurde durch die Begegnung mit Christus nicht umsonst zum Paulus: Als Paulus hat er das Evangelium als befreiende Kraft Gottes für alle Menschen verstanden und damit den christlichen Universalismus begründet.

Die in Christus erschienene Gottesgnade kennt keine Grenzen mehr zwischen Griechen und Juden, Frauen und Männern, Sklaven und Freien (Gal. 3,28). Paulus hat diese Gotteskraft nicht mit mehr Zwang oder Gewalt vermittelt, sondern er hat dafür in seinen Briefen argumentativ geworben und sich für die Gemeinden geistlich und leiblich eingesetzt. Und so hat auch heute Mission, recht verstanden, nichts mit Kolonialismus oder Seelenfängerei zu tun, sondern Mission bedeutet »Sendung« des Evangeliums in die Welt, bedeutet Zeugnis geben von der »Hoffnung, die in mir ist.« (1. Petr. 3,15).

Der Protestantismus versteht sich als basisdemokratische Alternative zu einer hierarchisch geleiteten Weltkirche. Der christliche Universalismus darf nicht von oben dekretiert, er muss von unten gelebt werden. Christlicher Universalismus ist nicht zu verwechseln mit kirchlicher Homogenität.

Glaube ist zunächst Ausdruck meines je eigenen Lebens, gehört zu meiner individuellen Biographie. Keine menschliche Autorität kann sich zwischen mich und dem in Christus erschienenen Gott drängen. Glaube ist unmittelbare Daseinsgewissheit, basiert auf persönlicher Gewissheit. Aber gerade diese bewährt sich in einer globalisierten Welt im intersubjektiven Dialog. Nur für mich allein bin ich als Christ zuwenig.

Dem zuweilen provinzialistischen, weil an nationale oder gar regionale Grenzen gebundenen Protestantismus tut es gut, durch Erinnerung an die universale Seite des Christentum durchlüftet zu werden. Gottes Wirklichkeit reicht weiter als die Mauern der heimatlichen Kirche. Wir sind nicht nur Subjekt der Mission, sondern auch ihr Objekt.

Die Kirche hängt nicht nur von uns ab, aber wir sind Teil einer größeren Bewegung. Lehren und Lernen, Senden und Beheimaten gehören dabei zusammen, wie die beiden Seiten einer Medaille: Es ist meine Mission, aber sie führt mich über den eigenen Kirchturm zur Welt des Anders hinaus. Ich zeige anderen, woran mein Herz hängt, riskiere aber Begegnung mit mir Fremdem. Mission führt zur Auseinandersetzung mit Wahrheitsansprüchen der Anderen und sie führt auch zurück, zur Erneuerung alteingeschliffener Identitäten. →

Nur für mich
allein bin ich als
Christ zuwenig.

Was wir meinen, wenn wir von Weltmission reden

Ein Missionswerk erklärt die Mission

Es stimmt, Begegnungen können scheitern. Mission kann Vereinnahmung oder Herrschaftsinstrument sein. Durch ihren Missbrauch hat die christliche Mission ihre Unschuld verloren. Das Stichwort Mission bleibt daher hochgradig ambivalent. Es gehört aufgrund seiner schwierigen Geschichte zu den am stärksten belasteten Begriffen des Christentums. Ähnlich wie das Wort »Sünde« ist es dem Zeitgenossen von sich aus kaum recht verständlich.

Oder besser gesagt, gerade weil jeder zu wissen meint, was mit dem Wort »Mission« gemeint ist, dient es als Projektionsfläche für alles Kritikwürdige, Dogmatische und Vereinnahmende, das es ohne Zweifel in der Geschichte der christlichen Kirchen auch gegeben hat. Aber der Missbrauch widerlegt nicht den rechten Gebrauch. Denn es ist zweifelhaft, ob es auf Dauer Christentum ohne Mission überhaupt geben könnte. Ich bin als Christ selbst ein Erfolg der Mission. Und es gilt immer wieder neu herauszufinden, was ist meine Mission, was ist die Mission der Kirche?

Konfrontiert man Christen in Afrika oder Asien mit deutscher Missionskritik, stößt man auf Unverständnis: Warum sagt ihr die Botschaft nicht weiter, die ihr selbst als heilvoll erfahren habt? Während die Mission vormalig das Werk von Europäern und Nordamerikanern war, haben sich die missionarischen Aktivitäten zu den Kirchen Afrikas, Asiens und Lateinamerikas verlagert.

Dialog und Mission
sind keine Widersprüche.

Dabei hat die Erfahrung der europäischen Religionskriege und der Verquickung von Kolonialismus und Mission etwas für die christliche Missionspraxis bleibend Wichtiges gezeigt. Sie hat gezeigt, dass verschiedene Wahrheitsansprüche nicht durch Gewalt oder Zwang, sondern nur durch das Argument und das Leben des Evangeliums aufgenommen werden können.

Dialog und Mission sind keine Widersprüche, weil ein christliches Missionsverständnis sich immer am Maßstab der Liebe (Agapé) messen lassen wird, welches Jesus vorgelebt hat – der Welt zuliebe. Mission bedeutet im Neuen Testament nicht nur Verkündigung und Taufe, sondern auch ganz konkrete Hilfe, Heilung, Versöhnung.

Wir gehören weltweit immer stärker zusammen, stehen durch die Globalisierung vor ähnlichen Herausforderungen. Christentum ist der Traum von der einen universalen Humanitätskultur. Christliche Krankenhäuser oder Schulen kommen vielen zugute.

Der ökonomischen Globalisierung gilt es auch eine Globalisierung der Menschlichkeit an die Seite zu stellen. Die Stiftung von Glaube und Kirchenmitgliedschaft gehört ebenso zu einer integralen Missionspraxis, wie Diakonie und Entwicklungszusammenarbeit. Die Kirche ist ja kein Selbstzweck, sondern verweist auf das Reich Gottes, verweist auf die Einheit der Menschheit und eine durch Gott versöhnte Welt.

Im Zentrum des Glaubens steht doch der eine Schöpfergott aller Menschen, gleich welcher Hautfarbe oder sozialer Stellung. Es geht darum, die gute Nachricht, dass Gott bei den Menschen wohnen wird, sichtbar in die Welt zu tragen: um Gottes willen und der Welt zuliebe.

Pfarrer Dr. Anton Knuth ist Referent für Asien und Pazifik im Evangelischen Missionswerk in Deutschland (EMW)

Um die Fragen zu beantworten, was heute Mission ist, hat das Berliner Missionswerk seine Position in einem Papier für Gemeinden knapp zusammengefasst.

Als Christen vertrauen wir darauf, dass das Evangelium von Jesus Christus nicht nur für uns selbst wichtig ist. Dem Gespräch darüber verschließen wir uns nicht. Wo es angemessen ist, suchen wir es. Wir wollen niemanden mit unserem Glauben bedrängen und respektieren andere Glaubensüberzeugungen. Das Miteinander mit Menschen anderen Glaubens und anderer Weltanschauung verstehen wir dialogisch.

Seit den Tagen der ersten Christenheit halten die Christen über die Grenzen des eigenen Ortes und des eigenen Landes untereinander Kontakt: damals waren es Jerusalem, Kleinasien, Griechenland, Rom/Italien, Nordafrika. Das hat sich über alle Jahrhunderte immer weiter entwickelt. Unsere Landeskirche oder ihre Gemeinden, Einrichtungen und Werke haben gewachsene partnerschaftliche Beziehungen in viele Länder und Regionen.

Über die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) haben wir Teil an der Gemeinschaft der Kirchen z.B. in der Arbeitsgemeinschaft der Christlichen Kirchen in Deutschland (ACK), der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) oder im Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK). Mit anderen, zumeist landeskirchlichen, Missionswerken, mit der EKD und Freikirchen sind wir Träger des Evangelischen Missionswerkes in Deutschland (EMW).

Auch aus unserer Region ist im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts »klassische« missionarische Wirksamkeit ausgegangen. In einer mitunter bewundernswert entsagungsvollen Weise zogen missionarisch ausgebildete, glaubensengagierte junge Leute, meist Handwerker, in entlegene Regionen Afrikas, Palästinas, Indiens oder Chinas. Durch ihren Dienst haben Menschen das Evangelium gehört und angenommen, viele wurden von schädlichen Bindungen befreit. Christliche Gemeinden sind entstanden und gewachsen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind aus diesen ehemaligen Missionsgemeinden selbständige Kirchen geworden, z. B. die Ev.-luth. Kirchen im Südlichen Afrika, in Tansania, in Jerusalem und dem Heiligen Land oder der Chinesische Christenrat.

In der Mission wurde die Verkündigung des Evangeliums mit praktischer Hilfe in den Bereichen Gesundheit und Bildung verbunden. Dies hat eine wichtige Basis für Entwicklung und Unabhängigkeit in den Missionsge-

bieten geschaffen und in vielen Ländern bis heute wirksame Impulse für das Gesundheits- und das Bildungswesen sowie auch die Entwicklung der Zivilgesellschaft gegeben.

Heute sehen wir aber auch sehr bewusst die Schattenseiten missionarischer Tätigkeit. Viele Missionare haben sich der kolonialen Grundstimmung in Westeuropa in ihrer Zeit nicht entzogen, haben mangelhaften Respekt gegenüber der angestammten Kultur gezeigt und geholfen, koloniale Strukturen zu verfestigen. Wir sehen uns verpflichtet, die Verflechtungen von Kolonisation und Mission zu benennen, zu dokumentieren und zu erforschen sowie mit den betreffenden Partnerkirchen das Gespräch darüber zu führen und gegebenenfalls einen Ausgleich herbeizuführen.

Heute beraten wir uns mit unseren Partnerkirchen darüber, wie wir in der jeweils konkreten Situation unser Christsein gemeinsam verbindlich gestalten. Dazu gehören personeller Austausch oder materielle Förderung im Sinne eines Teilens der Ressourcen. Gerechtigkeit, Frieden, die Bewahrung der Schöpfung, Geschlechtergerechtigkeit, die Bekämpfung der Aids-Pandemie sind im jeweiligen Kontext aufgenommene Themen, ebenso das christliche Zeugnis in den vielfältigen gesellschaftlichen und politischen Veränderungen.

Das Berliner Missionswerk hat mit vier Punkten umschrieben, was Weltmission heute für uns konkret bedeutet:

- Einsatz für Menschenrechte und Entwicklung – *Menschen stark machen*
- Kirchliche Partnerschaften weltweit – *Voneinander lernen, miteinander teilen*
- Ökumenisches Lernen in unseren Gemeinden – *Über den Tellerrand blicken*
- Gemeinschaft der Kirchen in der einen Welt – *Miteinander aus dem Glauben leben und handeln*

Wir verstehen uns als Teil der Christenheit in der Einen Welt und wollen unser Christsein im Vertrauen auf das Evangelium verantwortungsvoll gestalten. Das ist unsere Mission in der Welt.

Kirchenrat Ekkehard Zipser ist Direktor des Berliner Missionswerks und Beauftragter für Ökumene und Weltmission der Ev. Kirche Berlin-Brandenburg – schlesische Oberlausitz

Mission und Dialog

Zum christlichen Missionsverständnis im Kontext des interreligiösen Dialogs

Image-Frage und Zielproblematik

Im zurückliegenden 20. Jahrhundert hat sich die europäische christliche Theologie vor allem aus zwei Gründen intensiv mit Mission befassen müssen: Erstens stellte man fest, wie sehr gerade in den Kirchen des traditionellen »christlichen Abendlandes« im Vergleich zu den Missionskirchen in Afrika und Asien die Mitgliederzahl zurückging. Man sah: Zum christlichen Glauben muss unter den Bedingungen moderner Wissenschaft und Mediengesellschaft mit neuen Methoden eingeladen werden. Zweitens waren die Kirchen aufgrund der teilweise leidvollen Vermengung von Missionsmotiven und Motiven so genannter ‚Zivilisierung‘ in den verschiedenen Phasen europäischer Kolonialisierung gezwungen, die Missionsgeschichte neu und differenziert zu beurteilen.

Noch 1998 in seinem Buch über »Mission in neutestamentlicher Sicht« schreibt der evangelische Theologe Ferdinand Hahn, einem weit verbreiteten Empfinden in evangelischen Kirchen Ausdruck gebend: »Das Wort ‚Mission‘ ist in Misskredit geraten.« Tatsächlich hatte in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts eine diffuse Mischung aus Selbstkritik und Kleinmut vor allem der westeuropäischen Kirchen das negative Bild der Mission gefestigt.

Dann erfolgte in der offiziellen Stimmungslage der evangelischen Kirchen in Deutschland mit der EKD-Synode in Leipzig 1999 eine Trendwende hin zur Rehabilitierung des Missionsbegriffs. Trotz dieser Trendwende stehen sich aber in der evangelischen Kirchenfamilie zwei je von Minderheiten getragene extreme Tendenzen entgegen, entweder das Thema zu tabuisieren bzw. »endlich aufzugeben«, oder es in arroganter Haltung wieder zu einer Strategie des Überlegenheitsbeweises der eigenen Religion mit dem Effekt des Unterlegenheitsbeweises der anderen Religionen zu machen. Zwischen diesen Extremen aber bewegen sich die Meinun-

gen der großen Mehrheit von Kirchenmitgliedern, die Mission aus Gründen der Mitgliederwerbung für wichtig halten, aber unsicher sind, ob dies dem Religionsfrieden nicht schaden könnte. Darum halten sie sich eher zurück, wenn es um das Thema geht.

Die christlichen Kirchen in Europa haben neben dem Wunsch, Mission wieder besser und tiefer zu begründen, fortwährend zwei Probleme:

Erstens: Das Image-Problem mit dem Begriff Mission aufgrund der vermeintlich von Mission stets geförderten kolonialen Gewalt.

Diese pauschale Unterstellung hält sorgfältiger Forschung nicht stand. Denn es lässt sich nachweisen, dass christliche Missionare zwar in einzelnen Fällen mit Kolonisatoren kollaboriert haben, dass es aber in der überwiegenden Mehrzahl der evangelischen Missionskirchen im 19. Jahrhundert eine kritische Tendenz bis hin zu einem klaren Konflikt zwischen Kolonialmacht und Missionaren bzw. einheimischer Kirche gab. Die Aufarbeitung der Missionsgeschichte in westlichen Kirchen sollte jedenfalls nicht ohne die Einbeziehung der asiatischen und afrikanischen Kirchen geschehen, die aus dieser Arbeit hervorgegangen sind. Dort ist das Thema Mission nicht so negativ besetzt, wie aus europäischer Perspektive oft angenommen. In diesen Kirchen weiß man inzwischen sehr wohl zu unterscheiden zwischen den zu verurteilenden arroganten Zivilisierungsstrategien einer Kolonialkultur und dem Teilen des Evangeliums, wozu auch die Missionare trotz ihrer Fehler dienen konnten.

Zweitens: Der zweite anhaltende Konflikt ist der um die Ziele der Mission.

Oft werden aufgrund einer fragwürdigen Art interreligiöser Rücksichtnahme abgeschwächte Formen der Zielbestimmung vorgenommen. So sagt man zum

Beispiel »Missionarische Präsenz ja, aber bloß keine explizite Einladung Christ/in zu werden bzw. in die Kirche einzutreten ...!«

Alle, die sich um eine differenzierte Zielbestimmung christlicher Mission bemühen, werden in zweierlei übereinstimmen: Einmal hält wohl niemand eine Form von Mission im Sinne einer »ausstrahlenden Präsenz glaubwürdig gelebten Christseins« für zu weitgehend und den Frieden zwischen den Religionen gefährdend. Außerdem werden sich alle bald einig sein, dass die Einladung zum christlichen Glauben nicht zu verwechseln ist und auch nicht verbunden sein darf mit der Herabsetzung oder gar Verunglimpfung der anders glaubenden Menschen.

Spannend wird es erst bei folgenden Fragen: Geht mit einem theologisch verantwortlich formulierten Konzept von »Bekehrung« (eben im Sinne der Hinwendung zu Christus im Zuge einer erneuerten Gotteserfahrung nach der Christusbegegnung und nicht im flachen Sinne einer Proselytenmacherei) wirklich einher, dass Andersglaubende verunglimpft, in ihrem Gewissen okkupiert und vereinnahmt werden? Und es ist zu fragen: Welche Formen aktiven Werbens und Einladens, die sowohl in Respekt vor den bisherigen Überzeugungen eines Menschen als auch vor dessen Freiheit zur eigenen Entscheidung geschieht, sind uns heute möglich? Wie weit fallen diese unter die Kategorien von passiven und/oder aktiven Verhaltensweisen, nonverbaler und/oder verbaler Einladung, nicht öffentlichen und/oder öffentlichen Bekenntens?

Auch in den interreligiösen Dialogen über verschiedene Formen der Einladung zum eigenen Glauben könnte die Anwendung dieser und ähnlicher Kategorien das gegenseitige Verstehen erleichtern. Im Kontext der friedlichen, verbal ausgetragenen Streitkultur in einer pluralistisch offenen Demokratie halte ich es für unablässig, sich genauer mit diesen Formen der Werbung für den je eigenen Glauben zu befassen, und sich nicht vorschnell gegenseitig auf Formen der Einladung, die zwar werbend wirken dürfen, aber diese Intention verstecken müssen, einzuschränken.

Die Botschaft von der Versöhnung: Umfassendes Heil und Kirchenmitgliedschaft als Ziele der Mission

Theorie und Praxis des missionarischen Auftrags der christlichen Kirche sind hauptsächlich von zwei Zielen bestimmt: Das aus der Sicht der Kirche als Trägerin der Mission nach außen gerichtete, zentrifugale Ziel besteht

darin, das mit Jesus Christus gekommene umfassende Heil allen Menschen zu verkündigen und der Friedensherrschaft Gottes als deren Zeichen unter allen Lebensbedingungen Raum zu geben.

Dieses umfassende Heil ist die Erfüllung dessen, was in der hebräischen Tradition »shalom« und im Arabischen »salaam« genannt wird: eine intakte Beziehung zwischen Gott und seinen Geschöpfen und diesen untereinander. Darum wird sich die Kirche für das umfassende Wohlergehen aller Menschen nach Leib, Seele und Geist einsetzen. Sie unterstützt Einzelne im Rahmen der sozialen Bezüge von Familie, Altersgruppe, Beruf und Politik auf dem Weg der Gerechtigkeit und Solidarität.

Dieser umfassenden Zielsetzung folgt das zweite, aus der Sicht der Kirche nach innen gerichtete, zentripetale Ziel der Mitgliedergewinnung für die Kirche. Es folgt der ersten, aber ist nicht weniger wichtig

Die Rechtfertigung des Sünders als bleibende Kraftquelle der Mission

Der den Ursprung und alle Welt für uns geschaffen hat, schenkt jedem Einzelnen, auch dem Niedrigsten, seine Liebe. Die Freude darüber, dass sie von Gott ohne Eigenleistung angenommen werden und sich seine Kinder nennen dürfen, gibt der Mission der Christen erst ihre Kraft. Es ist eine Freude, die sich mitteilen muss wie jede große Herzensfreude, die durch Mitfreude der anderen nur tiefer und wunderbarer wird.

Die vollmächtige Bitte und der Dienst als Formen missionarischer Autorität

Folgt man dem Buch Apostelgeschichte im Neuen Testament, so hatten die ersten Jünger Jesus keine Waffen einer vermeintlich überlegenen »Zivilisation« oder die Macht des Geldes, wenn sie anderen Menschen ihre Freude über die Versöhnung mit Gott mitteilten. Sie teilten das Geschenk der Friedensherrschaft Gottes untereinander und mit allen Menschen, wenn sie wie Jesus selbst zu Dienern und Helfern der Fremden wurden.

Der Apostel Paulus fasst dies in seinem 2. Korintherbrief so zusammen: »Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selbst und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. So sind wir nun Botschafter an Christi statt, denn Gott ermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi statt: Lasst euch versöhnen mit Gott.« (2. Kor 5, 19f.) Die Jünger nähern sich allen Menschen wie ihr Herr und Meister, wenn sie – fast wie ein Bettler – im Namen Gottes bitten: »Komm doch herab von deinen

Die Aufarbeitung der Missionsgeschichte sollte nicht ohne die Einbeziehung der Kirchen geschehen, die aus dieser Arbeit hervorgegangen sind.

Die Kenntnis der eigenen Religion und Aufrichtigkeit im Reden über eigene Überzeugungen sind für den Dialog unerlässlich.

hohen Ansprüchen. Neige dich zur Wahrheit deines Menschseins herab. Sieh deine Schwachheit und Sünde vor Gott ein und lass dich aufnehmen in den Bund derer, die versöhnt sind ...«

Die Würde und Freiheit des Menschen als Frucht der Mission

Religionsfreiheit umfasst auch die Freiheit, eine angenommene Religion neu auf ihre Wahrheit hin zu bedenken und sie mit dem Ziel der Erneuerung heutigen Lebens zu praktizieren und dies nicht nur privat, sondern in der Öffentlichkeit. Mission ist nicht allein auf eine innere Zuneigung und Hingabe an Gott ausgelegt, sondern immer auf konkrete Umkehr und Lebenserneuerung. Solche Umkehr aber bedarf der Einübung. Menschen, die Christus nachfolgen, stehen darum in der Gemeinschaft der Kirche. Das zweite Ziel der Mission bzw. eher eine selbstverständliche Frucht der Arbeit nach dem erstgenannten Ziel ist somit die Gewinnung der Menschen für die Gemeinschaft einer konkreten Kirche.

Konsequenzen für den interreligiösen Dialog

Die Kenntnis der eigenen Religion und Aufrichtigkeit im Reden über eigene Überzeugungen sind für den Dialog unerlässlich. Darum darf Mission als Lebensmoment der christlichen Religion im interreligiösen Dialog nicht verschwiegen werden oder aus Schamempfinden wegen geschichtlicher Missbräuche der Mission ausgespart werden. Wer dieses Thema ausspart, fördert die Tendenz, bei eigenen Glaubensgeschwistern anders über die Ziele und Absichten des Christentums zu sprechen als in der Öffentlichkeit.

Dialog dient dem Verstehen des Gegenübers und der besseren praktischen Zusammenarbeit im gemeinsamen gesellschaftlichen Kontext. Das zwischen zwei Religionen unausweichliche friedliche Ringen um die Wahrheit vor Gott kann nur gelingen, wenn wir den anderen in seinen Überzeugungen besser verstehen und damit seine Gründe zu Aktionen und Reaktionen besser nachzuempfinden vermögen.

Der erreichte Standard einer interreligiösen Verständigung bewährt sich oft erst in Grenzfällen der Toleranz, die wir im Dialog zu bearbeiten haben. Sollten nach Überzeugung einer der beiden Dialogseiten die von Gott allen Menschen gewährte Würde durch die auf einer Seite vorliegende religiöse oder kulturelle Praxis bedroht sein, muss ein Dialog über die Beendigung dieser Praxis stattfinden und Einvernehmen zu einer Lösung erzielen. Hierzu gehört auch alles, was der freien Entscheidung für oder gegen eine Religion oder den Wechsel von einer Religionsgemeinschaft in eine andere einschließt.

Prof. Dr. Wilhelm Richebächer ist Oberlandeskirchenrat im Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

Die vollständige Fassung dieses Textes finden Sie im Download-Bereich von www.mission.de

»Dass Gott uns eine Tür für sein Wort auftue«

Über die Wurzeln der Weltmission und was sie heute bedeutet

Die Missionsbewegung war von Anfang an ein Motor der Horizonsweiterung, der Vernetzung, der Überwindung von Rassismus und Nationalismus. Bartholomäus Ziegenbalg, der erste lutherische Missionar in Indien, legte sich sogar mit der Kolonialregierung an. Was bedeutet Mission für uns?

Vor 300 Jahren brachen die ersten beiden evangelisch-lutherischen Missionare, Bartholomäus Ziegenbalg aus dem ostsächsischen Pulsnitz und Heinrich Plütschau aus Wesenberg in Mecklenburg, mit dem Segelschiff von Kopenhagen in die dänische Handelskolonie Tranquebar nach Südostindien auf. Die langen Stunden an Deck verbrachten sie mit Gebet und Studium der Heiligen Schrift. Auch sie haben sich in Fürbitte auf ihren Einsatz vorbereitet, »dass Gott eine Tür auftue« für die frohe Botschaft des Evangeliums.

Am 9. Juli 1706 sind sie angekommen. Das Jubiläum der Landung wurde auch in Indien gefeiert. Der indische Staat würdigte die kulturellen Verdienste Ziegenbalgs, wie beispielsweise die Einführung der Druckerpresse, die erste Mädchenschule in Indien und die Tamil-Grammatik, mit einer Sonderbriefmarke.

Ziegenbalg und Plütschau reisten im Auftrag des dänischen Königs Friedrich IV. und mit dem Segen des Bischofs von Kopenhagen nach Indien. Die Rechte und Pflichten dieser beiden »königlichen Missionare« im Gegenüber zur Ostindischen Kompanie, die ausschließlich dänische Handelsinteressen verfolgte, waren nicht klar geregelt. Schnell kam es zu Konflikten, besonders zwischen Ziegenbalg und dem Kommandanten der dänischen Kolonie, Johan Sigismund Hassius.

Nach zwei Jahren Missionarsarbeit wird Ziegenbalg am 19. November 1708 verhaftet. Eine Anklage wird nie erhoben. Dennoch sitzt er mehr als vier Monate in der dänischen Festung »Dansborg« ein. Erneut nutzt er die langen Stunden der Haft und Einsamkeit zum Gebet und zum tieferen Verständnis der Heiligen Schrift. Die Bibel wurde dem Gefangenen zugestanden. Nach einem Monat auch etwas Papier und ein Bleistift.

Selbstverständlich findet Bartholomäus Ziegenbalg im Gefängnis Trost in seinen Vorbildern im Glauben, die Haft und Verfolgung erdulden mussten wie Paulus oder Jeremias. In der Vorrede zu seiner Schrift »Der gottgefällige Lehrstand« klagt Ziegenbalg, »dass viele Heiden durch die europäischen Christen allhier bishero an ihrer Bekehrung gehindert worden sind, teils wegen ihres ärgerlichen Lebens, teils aber auch wegen derjenigen

unchristlichen Prozeduren, die sie mit mir und meinem Herrn Kollegen vorgenommen haben.«

Ein Missionar im Gefängnis? Was hat er sich zuschulden kommen lassen? Kommandant Hassius verriet dem Missionar Plütschau in einem sehr offenen Gespräch seinen eigentlichen Grund für die Verhaftung: »Ich halte ihn für einen Thomas Müntzer, der Rebellion hat anrichten wollen.« Etwa sechzig Jahre nach der Verhaftung erklärte man in Halle, die Verhaftung »rührte aus der unbegründeten Beisorge, ... dass durch die Bekehrung der Heiden ihrem Handel oder anderen fleischlichen Absichten einiger Nachteil zuwachsen, auch die Sklaven sich ihrer Schuldigkeit zu entziehen veranlasst werden möchten.« Die Angst der Obrigkeit vor dieser Wirkung der Mission wäre somit der Auslöser der Verhaftung gewesen.

Nach zwei Jahren
Missionarsarbeit verhaftet.
Eine Anklage
wird nie erhoben.

In der öffentlichen Meinung wird Mission nicht selten als kolonialistisch abqualifiziert. Mission wird heute häufig angesehen als intolerante Kulturzerstörung. Von »missionarischem Eifer« wird gesprochen, um einseitige, unbelehrbare Fanatiker abzuqualifizieren, die unfähig sind, anderen überhaupt zuzuhören, andere Meinungen gelten zu lassen und die alle bekehren wollen.

Mission in Glaubensfragen hat in vielen nicht-kirchlichen Kreisen keinen guten Ruf. Auch innerkirchlich werden Menschen, die sich überzeugt für Anliegen der Weltmission einsetzen, gelegentlich als rückständig, arrogant oder naiv angesehen. Je kritisch distanzierter wir innerkirchlich von Mission sprechen, umso mehr wird der Begriff im säkularen Sprachgebrauch wieder hoffähig.

Wir lesen von der »Kongo-Mission« der Bundeswehrsoldaten zur Absicherung der Wahlen in diesem vom Bürgerkrieg gezeichneten Land. Der Begriff »Mission« taucht auf, wenn zielorientiert geplant und gehan-





delt wird – vom packenden Agenten-Thriller »Mission impossible« bis zum »mission statement« einer internationalen Firma, die neue Märkte erobern und Bedürfnisse für ihre neuen Produkte wecken will. Dass jemand seine »Mission« klar benennen kann, sie konsequent verfolgt, trotz Rückschlägen nicht aufgibt und das Ziel mit einer hohen Erfolgsquote erreicht, gilt in Wirtschaftskreisen und im »American Way of Life« als eine Auszeichnung.

»Mission« ist längst kein altertümlicher, verstaubter Begriff mehr, jedenfalls im nicht-kirchlichen Sprachgebrauch und solange es nicht um Glaubenssachen geht. Denn da soll gemäß öffentlicher Meinung weiterhin jeder nach seiner Façon selig werden dürfen, wie man sagt. Religion sei schließlich Privatsache, solange kein Karikaturenstreit ausbricht, oder?

Mission behält die Absicht, andere Menschen zu überzeugen ... aber sie tut dies in Demut und Lernbereitschaft.

»Reden von Gott in der Welt« – Die Missionserklärung der EKD

Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) hat sich im November 1999 in Leipzig mit dem Missionsverständnis befasst und die Erklärung »Reden von Gott in der Welt – Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend« verabschiedet. Darin heißt es:

»Die Geschichte der Mission war auch eine Geschichte von Schuld und Scheitern, für die Vergebung zu suchen und aus der zu lernen ist. Die pauschale Diskreditierung der Geschichte der christlichen Mission ist aber ungerechtfertigt. Sie wird gerade von den Menschen in den einstigen Missionsgebieten Afrikas oder Asiens selbst zurückgewiesen; sie erzählen uns von segensreichen Auswirkungen der christlichen Mission vergangener Jahrhunderte, die bis heute spürbar sind. Inzwischen hat sich das Verständnis des missionarischen Auftrags tief greifend verändert. Mission behält die Absicht, andere Menschen zu überzeugen, das heißt mitzunehmen auf einen Weg, auf dem die Gewissheit des christlichen Glaubens ihre eigene Gewissheit wird. Aber sie tut dies in Demut und Lernbereitschaft. Eine so verstandene Mission hat nichts mit Indoktrination oder Überwältigung zu tun. Sie ist an der gemeinsamen Frage nach der Wahrheit orientiert. Sie verzichtet aus dem Geist des Evangeliums und der Liebe auf alle massiven oder subtilen Mittel des Zwangs und zielt auf freie Zustimmung. Eine solche Mission ist geprägt vom Respekt vor den Überzeugungen der anderen und hat dialogischen Charakter. Der Geist Gottes, von dem Christus verheißen hat, dass er uns in alle Wahrheit leiten wird (Johannes-evangelium 16,13), ist auch in der Begegnung und dem Dialog mit anderen Überzeugungen und Religionen gegenwärtig.«

Die EKD-Synode versteht Mission als Befreiung aus Abhängigkeiten. Denn Mission gibt Gottes gute Nachricht für jeden Menschen weiter: »Du bist zur Freiheit befreit.« (Galater 5,1). Jesus Christus macht uns frei – frei von der Herrschaft der Mächte dieser Welt und frei zur Verantwortung für die Welt. »Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan« und zugleich in Nächstenliebe und Übernahme von Verantwortung »ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan«, wie es Martin Luther so treffend auf den Punkt gebracht hat.

»Eine Kirche, die diese Botschaft weitergibt, fördert eine Kultur der Aufklärung: Sie übt selber Religionskritik, wenn Menschen in Abhängigkeit von Aberglaube und Ideologie geraten.« Im Verständnis der EKD fördert Mission eine »Kultur der Bejahung: Niemand muss sich dafür rechtfertigen, dass er oder sie da ist. Leistungen sind wichtig, sie stärken das Selbstbewusstsein und fördern das Wohl aller, doch an ihnen entscheidet sich nicht, ob das Leben gelingt. Alle werden ermutigt, die eigenen Gaben zu entdecken und die der anderen wertzuschätzen. Wo dies geschieht, werden Menschen weder geduckt noch gedemütigt, sie werden aufgerichtet und ermutigt, sie selbst zu werden.« Denn Gottes gute Nachricht für jeden Menschen lautet: »Du bist ein wunderbares Wesen.« (Psalm 139,14), vom Vater mitgeliebt mit seinem eigenen Sohn Jesus Christus.

Schließlich sieht die EKD Mission als Lobby für die Schwachen. Denn Gottes gute Nachricht für jeden Menschen lautet: »Du bist nicht verloren.« (Lukas 15).

Eine Kirche, die diese Botschaft weitergibt, leiht denen ihre Stimme, die keine Lobby haben.

Gott kennt keine hoffnungslosen Fälle. Da Gott sich in Christus jedem Menschen gnädig zuwendet und ihm seine Schuld vergibt, »braucht niemand die eigene Schuld zu verdrängen und die eigene Sünde zu verschleiern. Eine Kirche, die diese Botschaft weitergibt, fördert eine Kultur der Wahrhaftigkeit und der Achtsamkeit: (...) Die Bitte um Erlösung von dem Bösen befreit dazu, dem Bösen schon jetzt nach Kräften die Stirn zu bieten. Eine Kirche, die diese Botschaft weitergibt, misst politische und gesellschaftliche Strukturen an der Perspektive der Verlierer. Sie leiht denen ihre Stimme, die keine Lobby haben, und sie steht mit guten Worten und heilsamen Taten an der Seite derer, die die Hoffnung verloren haben.«

Wohin das führt, haben wir an Bartholomäus Ziegenbalg gesehen. Mission in der Nachfolge Jesu ist nicht zum Nulltarif zu haben. Den ersten evangelischen Missionar hat ihr Einsatz für diejenigen, die keine Stimme haben, ins Gefängnis gebracht. Gerade im Blick auf unsere Situation in Deutschland sagt die EKD-Synode: »Die evangelische Kirche setzt das Glaubenssthema und den missionarischen Auftrag an die erste Stelle.« Dabei darf diese Aufgabe nicht den Hauptamtlichen in der Kirche überlassen werden.

Die EKD ermutigt alle Christen zum missionarischen Zeugnis im Alltag: »Dabei soll niemand sagen: Ich bin mit meinem eigenen Glauben noch nicht so weit, dass ich dieser Aufgabe gerecht werden könnte. Wir wachsen und werden im Glauben gewisser, wenn wir zu anderen und mit anderen von ihm reden. Je mehr die Kirche missionierend aus sich herausgeht, desto besser lernt sie dabei auch sich selbst kennen. Bei dem Versuch, der Welt die Augen zu öffnen, gehen der Kirche und jedem einzelnen Christenmenschen die Augen über sich selbst auf. Eine Kirche, die ihren Schatz unter die Leute bringt, wird staunend entdecken, wie reich sie in Wahrheit ist.«

*Pfarrer Michael Hanfstängl,
Direktor des Leipziger Missionswerkes*

»Vertraut darauf, dass Gott schon längst am Werke ist«

Die Missionsinstruktionen von Nikolaus Ludwig von Zinzendorf

Nikolaus von Zinzendorf (1700–1760), Gründer der Herrnhuter Mission, hat sich im Lauf seines Lebens wiederholt an die Mitarbeiter in der Mission gewandt. Nach seinem Tod wurden die Äußerungen unter dem Titel »Missionsinstruktionen« herausgegeben. Sie sind hier auszugsweise wiedergegeben.

Den Menschen aller Völker
muss verkündet werden,
dass ihnen um seineswillen
Umkehr zu Gott und Vergebung
der Schuld angeboten wird.
Ihr seid Zeugen geworden von
all dem, was geschehen ist,
und ihr sollt es überall bezeugen.

Lukas 24, 46

- 1 Wenn ihr anderswo eine neue Arbeit beginnt, dann bleibt, sofern ihr willkommen seid, nicht nur einige Wochen oder Monate, sondern richtet euch auf etliche Jahre ein. Wenn ihr nicht willkommen seid, zieht unverzüglich weiter.**
- 2 Passt euch hinsichtlich eures Lebensstils denjenigen an, unter denen ihr arbeitet. Ein Europäer kann oder weiß keineswegs alles besser als ein Einheimischer. Meist könnt ihr von den Einheimischen eine ganze Menge lernen.**
- 6 Am besten erreicht ihr die Menschen dann, wenn ihr sie ganz persönlich anredet und ihnen fröhlich und uneigennützig dient. Vermeidet es, äußerlich beeindruckt zu wollen und zu Massenveranstaltungen einzuladen.**
- 9 Gott ist nicht Wort, sondern Mensch geworden. Eure Verkündigung darf daher nicht von Gesetzlichkeit und Enge bestimmt sein. Vergesst nicht, dass Jesus Christus vor allem von Gottes Liebe, Güte und Barmherzigkeit erzählt hat.**
- 12 Seht zu, dass ihr rasch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus dem Kreis derjenigen gewinnt, unter denen ihr arbeitet. Am glaubwürdigsten ist die frohe Botschaft dann, wenn sie von vertrauten Botschaftern bezeugt wird.**
- 15 Habt niemals die Absicht, durch eure Arbeit groß und stark zu werden oder viel Einfluss zu gewinnen. Mission ist kein Mittel zur Bestandssicherung der Kirchen, sondern dient immer der Rettung des einzelnen Menschen.**
- 17 Vertraut darauf, dass Gott schon längst am Werke ist, wenn ihr eure Arbeit aufnehmt. Weil ihm die ganze Welt gehört, kann er auch ungetaufte Menschen auf guten Wegen führen und ihnen seine Liebe schenken.**

*In die Sprache der heutigen Zeit übertragen
von Andreas Tasche, Herrnhuter Missionshilfe*

Die weltweite Gemeinschaft der Christen – begeistert und vielstimmig



Weil Gott es will, besteht eine weltweite christliche Gemeinschaft. Sie ist verbunden durch seine Liebe, die uns in Jesus Christus deutlich ist. Diese befreiende und begeisternde Botschaft wollen wir anderen Menschen weitergeben. Die Vielstimmigkeit unseres Glaubens erfahren wir dabei als Geschenk.

Ein Stück Heimat Afrikanische Gemeinden in Hamburg

Viele Zuwanderer aus Afrika haben in den Großstädten eigene Gemeinden gegründet. Sie sind zu ihrem Lebensmittelpunkt in der Fremde geworden, wie das Beispiel Hamburg zeigt.

Vielleicht, weil die sonst meist vollen U- und S-Bahnen in Hamburg am Sonntag nur wenig bevölkert sind, fallen sie auf: Die vielen Afrikanerinnen und Afrikaner – oft familienweise unterwegs –, die im Sonntagsstaat zum Kirchgang gerüstet sind.

Das Mädchen in gelbem Rüschenkleid, weißen Söckchen und schwarzen Lackschühchen hüpfte auf und nieder, dass die vielen Zöpfe nur so fliegen. Die Mutter im langen hellblauen Kleid und farblich abgestimmten Kopfputz bugsierte einen Kinderwagen ins Abteil. Ein Blick des Vaters, und die kleine Prinzessin kletterte auf die Sitzbank der U-Bahn und setzte sich. Die alte Dame gegenüber sieht der afrikanischen Familie neugierig zu. »Was macht ihr denn«, will sie von dem Mädchen wissen. »Wir gehen in die Kirche«, antwortet sie fehlerfrei und fügt fröhlich an: »Wir haben Kinderkirche. Und Singen. Und ich hab ein Tamburin«, und deutet auf das Instrument, das im Kinderwagen des kleinen Bruders steckt. Der deutschen Frau ist diese Offenheit im Umgang mit dem sonntäglichen Kirchgang wohl ein wenig peinlich, denn sie wechselt das Thema: »Gehst du denn schon zur Schule?«

Wie viele afrikanische Familien ist auch diese unterwegs in ihre Kirche, von denen es alleine in Hamburg mindestens 66 gibt. Manche feiern ihre Gottesdienste als Untermieter in deutschen Gemeinde- oder Kirchenräumen, andere an Orten, wo man sie nicht vermutet: in stillgelegten Fabriketagen, Lagerräumen oder in Wohnzimmern.

»Die Gemeinden sind Zentren des Lebens«, erklärt Pfarrer Alex Afram, der im Auftrag der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche für die »Afrikaner-Seelsorge« zuständig und selbst einer nicht konfessionell festgelegten englischsprachigen Gemeinde vorsteht. Aber weder der gebürtige Ghanaer, noch sein Vorgänger, der Mitte der 80er Jahre die Arbeit begann, ist so etwas wie ein Oberhirte der Migrantengemeinden der Stadt. »Die Gemeinden sind unabhängig. Manche sind ›Ein-Mann-Unternehmen‹ mit ein paar Anhängern. Andere sind Teil eines weit verzweigten Geflechts von Gemeinden. Viele haben ihre Wurzeln in Afrika.«

In den vergangenen zwanzig Jahren, seit afrikanische Gemeinden in den Blick der kirchlichen Öffentlichkeit gekommen sind, hat sich viel getan: »Zuerst waren



Christinnen und Christen, die in Afrika den »etablierten« evangelischen Kirchen angehörten, in einer Gemeinde in Hamburg versammelt. Als dann zum Beispiel die Methodisten eine eigene Gemeinde gründeten, die von einem ihrer Pfarrer aus Afrika geleitet wurde, sind sie – natürlich – in ihre Konfession »zurückgekehrt«.

Pastor Afram und seine nicht konfessionell gebundene Gemeinde hat deshalb immer wieder Gemeindeglieder verloren. Seit einiger Zeit wächst sie wieder. »Gospel-Gottesdienst«, mit Liedern zum Mitsingen und -klatschen für die Gemeinde, Gastprediger und Auftritte von Gospelchören haben nicht nur Neugierige und Musikliebhaber angelockt, sondern viele Deutsche, denen »ein lutherischer Gottesdienst in Norddeutschland zu langweilig ist«, meint Afram.

Katholische Christen werden, sobald sie gemeldet sind, als Teil der Ortsgemeinde geführt, erklärt Manfred Nielen, Pressesprecher des Erzbistums Hamburg. Fremdsprachige Gemeinden, »Missionen« genannt, von denen es in Hamburg zwölf gibt, betreuen auch afrikanischstämmige Gläubige. »Wir haben zwei große Chöre, mit katholischen Sängerinnen und Sängern aus Ghana, von denen sich viele in einer eigenen Gemeinde-Gruppe versammeln«, berichtet Nielen.

Neben den etablierten Konfessionen besuchen die Migrantinnen und Migranten aus Afrika vor allem pfingstliche und charismatische Gemeinden. »Dort ist es überhaupt nicht langweilig. Die Musik ist mitreißend. Die Predigt ist kein bisschen verkopft. Und die Leute sind fröhlich«, findet eine junge Deutsche, die, angelockt von der Musik, in dem englischsprachigen Gottesdienst gelandet ist. Seit sie mit einem afrikanischen Mitglied liiert ist, wurde es »ihre« Kirche. Für deutsche Gottesdienste findet sie kein gutes Wort – auch wenn sie seit ihrer Konfirmation kaum mehr einen besucht hat. Jetzt habe sie ein persönliches Verhältnis zu Gott, erklärt sie, habe angefangen, die Bibel zu lesen, besuche Gottesdienste und Bibelstunden und finde es gut, dass der Gemeindevorsteher kein Intellektueller ist.

Pastor Afram kennt solche Geschichten und freut sich, wenn Menschen zu Gott finden. »Afrikaner suchen den direkten Zugang zu Gott. In einem Fürbittgebet, gesprochen vom Pfarrer, finden sie sich nicht wieder.« Er bedauert, dass die Gemeindeleiterinnen, Predigerinnen, Pastorinnen oder Bischöfinnen, auch in männlicher Ausprägung, hierzulande nur selten eine theologische Ausbildung haben und empfiehlt die Teilnahme an einem Ausbildungskurs, den das Evangelische Missionswerk in Deutschland (EMW) zusammen mit der Missions-

Tiefe Frömmigkeit,
das Verständnis der
Gemeinde als Gemein-
schaft und mitreißende
Gottesdienste zeichnen
die Einwanderer-
gemeinden aus.
(epd-bild/
Bertold Fernkorn)



akademie an der Universität Hamburg und anderen anbietet. »Dort begegnen viele zum ersten Mal einer intellektuellen Auseinandersetzung mit der Bibel«, betont er. Und, was für ihn mindestens genauso wichtig ist: »In den Kursen lernen sie Toleranz gegenüber Andersgläubigen.« Wobei sich »andersgläubig« tatsächlich auf eine andere Interpretation von Bibelstellen bezieht und nicht auf andere Religionen.

Für viele Migrantinnen und Migranten sei der Gottesdienstbesuch auch deshalb so wichtig, weil er neben der geistlichen Komponente auch die soziale enthalte. »Man kann seine Sprache sprechen, erfährt Nachrichten aus der Heimat, findet Trost und Unterstützung.« Gerade für die erste Generation der Zuwanderer, meint Alex Afram, sei die Gemeinde der einzige Ort, an dem der Einzelne seine Traditionen in der Fremde leben kann. Die Werte der Außengesellschaft gelten nicht, Hierarchien definieren sich nicht über Berufe: Egal, ob Ingenieur oder Spüler in einer Restaurantküche, in der Gemeinde kann jeder – und jede – jede Position ausfüllen. Aber hierarchielos seien die Kirchen trotzdem nicht, meint Afram, und weiß von Auseinandersetzungen um die Frage: »Wer bestimmt, wo's lang geht?«

Theologisch kritisiert er jene Predigerinnen und Prediger, die ein Wohlstandsevangelium verkünden. »Viele Pastoren sprechen zu viel vom Geld«, berichtet er. »Die Gemeindeglieder geben den Zehnten und ihnen wird versprochen, dass Gott sich erkenntlich zeigen wird – finanziell gesehen.« Natürlich kann er verstehen, dass die Migranten am Reichtum teilhaben wollen, vor allem, weil viele Afrikaner in Deutschland arm sind. »Viele von uns haben schlecht bezahlte Jobs«, sagt er. Manchmal holen sich Menschen ohne Aufenthaltserlaubnis bei ihm Rat. Dann arbeitet er eng mit kirchlichen Stellen zusammen, die sich um Menschen ohne Papiere kümmern.

Während afrikanische Christinnen und Christen bisher eine Hauptaufgabe in der Gründung von Gemeinden sahen, so sorgen sich jene Gruppen, die sich als Kirche etabliert haben, nun um ihre Zukunft. Pastor Afram, selbst Vater einer erwachsenen Tochter, weiß um die Anfechtungen der zweiten Generation. Für die Söhne und Töchter der Migranten, die in der deutschen Gesellschaft einen Platz gefunden haben, verliert die Gemeinde an Bedeutung. »Sie sprechen und leben deutsch«, sagt Afram ein wenig bedauernd. »In ihrem Leben spielt Kirche die gleiche Rolle wie bei gleichaltrigen Jugendlichen.« Deshalb bieten Gemeinden entsprechende Programme: Musikarbeit, Chorgesang und Bibelstunden für Jugendliche und Kinderkirche stehen, manchmal



Ihre Gottesdienste feiert die ghanaische Gemeinde als »Untermieter« bei der Ortsgemeinde.
(agenda/Jörg Böhling)

dreisprachig annonciert – in einer afrikanischen Sprache, englisch und deutsch –, auf Faltblättern.

In Hamburg plant Pastor Afram ein afrikanisches Zentrum. Neben Räumen für die verschiedenen Gruppen, einer Bibliothek und Musikprobenräumen, soll es eine Hausaufgabenbetreuung geben und eine Tagesstätte für afrikanische Senioren. »Ich kann mir noch nicht vorstellen, dass meine Generation hier ins Altersheim geht,« meint der Ghanaer. Dagegen könne er sich vorstellen, tagsüber im Seniorentreff, sozusagen im Herzen der Kirche, zu sein und zusammen mit anderen seinen Lebensabend zu verbringen. Denn eine Rückkehr nach Afrika sei nach so langer Zeit undenkbar. »Aber im afrikanischen Zentrum, da wäre dann unser Platz im Leben.«

Freddy Dutz ist Pressereferentin des Evangelischen Missionswerks in Deutschland (EMW)

»Das Wort »Missionar« mag ich nicht«

Togo – Ein Wiedersehen nach vierzig Jahren

Acht Jahre lang hatte ich im Dienst der Evangelischen Kirche von Togo gearbeitet, als ich mit meiner Familie 1968 nach Deutschland zurückkehrte. Im Februar 2008, also vierzig Jahre später, hatte ich noch einmal die Gelegenheit, die Kirche in Togo zu besuchen. Was habe ich damals erlebt und für mein Missionsverständnis gelernt? Diese Frage hat mich auf meiner Reise begleitet.

1960 bin ich der erste deutsche Mitarbeiter der togoischen Kirche, der nach dem ersten Weltkrieg wieder in Togo einreisen darf. Bis 1914 war die Kirche ein »Missionsfeld« der Norddeutschen Mission. Jetzt ist sie schon seit 1922 selbständig und hat mit der Konstituierung der unabhängigen Republik Togo die Freiheit, in Bremen wieder personelle Hilfe zu erbitten. Die Pariser Mission, die mit einigen Mitarbeitern in Togo vertreten ist, hat die Sorge, dass die Norddeutsche Mission mit meiner Ankunft ihre frühere Leitungsfunktion wiederherstellen will. Ich muss unterschreiben, dass ich an keiner »Missionarskonferenz« teilnehmen werde, an der die einheimische Kirche nicht beteiligt ist. Das fällt mir nicht schwer, da ich das Wort »Missionar« ohnehin nicht mag und für mich selber als Berufsbezeichnung ablehne. Ich bin davon überzeugt, dass Mission Aufgabe der gesamten Kirche und nicht einer besonderen Spezialistengruppe ist. Ebenso weiß ich, dass jetzt die Leitung der Evangelischen Kirche Togos und nicht die Mission in Bremen mir Weisungen gibt und meine Arbeit zuteilt.

Die togoische Kirche beauftragt mich mit der missionarischen Erschließung eines Gebietes, in dem sie bisher noch nicht vertreten ist. Das macht mich zunächst nicht sehr froh. Soll ich als Einzelkämpfer ein Missionsfeld erobern? Glücklicherweise hat die Kirche jedoch unserer Familie ein altes Stationshaus im Westen des Landes als Wohnung zugewiesen. Dort gibt es viele lebendige Gemeinden und ich beginne meine Arbeit mit dem Besuch dieser Gemeinden und bitte sie, mit mir gemeinsam in das unerschlossene Gebiet östlich des Flusses Mono zu gehen, in dem es kaum Schulen, so gut wie keine medizinische Versorgung der Menschen und keine ausreichende Infrastruktur gibt. Mit großem Eifer übernehmen die Gemeinden diese missionarische Aufgabe. Wir bilden Gruppen von fünfzehn bis zwanzig Gemeindegliedern, die jeweils für eine Woche Dörfer im Osten besuchen und mit den Menschen dort leben, arbeiten, sprechen und feiern. Wir sorgen dafür, dass zu jeder Gruppe Fachleute für Krankenpflege, Alphabetisierungsunterricht, landwirtschaftliche Beratung und Evangelisation gehören.

Schon bald muss die Zahl der Gruppen erhöht werden, weil uns immer mehr Dörfer einladen. Es ist eine beglückende Erfahrung für mich, gemeinsame Mission zu erleben. Die Synode der Kirche beschließt, unter dem Thema »das ganze Evangelium für den ganzen Menschen« ein Jahr der Evangelisation zu begehen. Der Synodalsekretär gibt dazu eine Schrift heraus, in der er bemängelt, dass die Kirche bisher sich zu einseitig mit dem Seelenheil beschäftigt habe. Doch es komme darauf an, dem Heil des ganzen Menschen in allen seinen Lebensbezügen gerecht zu werden. Dahinter steckt sicher unausgesprochen eine Kritik an den europäischen Gründungsvätern der Kirche.

Es bewegt mich immer wieder, mit welcher Dankbarkeit und Ehrfurcht die Mitglieder unserer Gruppen von den »Missionaren« der Norddeutschen Mission im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts sprechen und dabei diese Zeit durchaus kritisch beurteilen. Koloniales Überlegenheitsgefühl, zu harte Kirchengleich und Verteufelung der traditionellen Lebensweise einschließlich der überlieferten Religion sind für uns ein häufiger Gesprächsstoff. Wir sind uns einig, dass wir nicht den geringsten Grund haben, uns den Menschen, die wir besuchen, überlegen zu fühlen. Es geht um eine vorbehaltlose Begegnung.

Bei jedem Dorfbesuch brauchen wir meist einen ganzen Tag, um uns gegenseitig vorzustellen. Dabei erfahre ich sehr viel über gute und schlechte Traditionen und bekomme einen tiefen Einblick in die überlieferte Religion. Natürlich ist dabei manches zweifelhaft und einiges sogar furchterregend. Wir begegnen Fetischgruppen, die bei ihren Tänzen in Trance fallen und sich mit einem scharfen Messer tiefe Wunden in Arme und Brust schneiden. Den Mitgliedern unserer Gruppen ist das unheimlich, und einige von ihnen wollen ausweichen; aber ich bitte sie, zu bleiben. Als ich später nach der Trance einen der Tänzer, der mit seinen frischen Wunden vor uns steht, frage, ob er sich eigentlich gerne so verletzt hat, sind alle von seiner Antwort bewegt: »Nein, ich mache das gar nicht gerne; aber durch meine Wunden werden kranke Menschen geheilt.«

Die Gesamtkirche versteht sich als kleiner Teil der großen ökumenischen Gemeinschaft.

Besonders ergiebig sind unsere Gespräche mit dem »König der Erde«, der früher einmal weltlicher Herrscher und Hoher Priester zugleich war. Seine politische Macht hat er längst verloren; aber er wird nach wie vor als Mittler zwischen den Menschen und dem Schöpfergott verehrt. Von ihm habe ich viel über die Geschichte seines Reiches und des religiösen Brauchtums erfahren. Da es keine schriftliche Überlieferung gibt, bezeichnet man das letztere oft missverständlich und herabsetzend als primitive Religion im Gegensatz zu den Hochreligionen. Wir haben jedoch hier ein religiöses Gegenüber, das unseren Respekt verdient.

Auch Muslimen begegnen wir. Dem seit Jahrhunderten in Togo bodenständigen Islam fehlt jeder Fanatismus. Für die Muslime in den Dörfern sind wir Schwestern und Brüder, denen sie sich verbunden fühlen. Sie klagen allerdings über radikale Prediger, die aus Libyen kommen. Wir könnten ein ähnliches Klagelied anstimmen; denn auch in unseren inzwischen entstandenen Gemeinden tauchen immer wieder Wanderprediger auf, die meinen, alles besser zu wissen, intensiver zu glauben und stets recht zu haben. Sie verunsichern die Gemeindeglieder und behindern unsere gemeinsame Mission. Wir versuchen trotzdem, freundlich mit ihnen umzugehen und sie zu ökumenischer Zusammenarbeit einzuladen. Die vielen durch unsere Arbeit entstandenen Gemeinden sind ohnehin offen für alle Nichtchristen und Christen aller Denominationen. Die Gesamtkirche versteht sich als kleiner Teil der großen ökumenischen Gemeinschaft.

Mein Besuch nach vierzig Jahren hat mir wieder alles in die Erinnerung gerufen. Wie die Evangelische Presbyterianische Kirche insgesamt bemühen sich die Gemeinden, »das ganze Evangelium allen Menschen« zu vermitteln. Man kann von ihnen auch heute noch lernen, was gemeinsame Mission und vorbehaltlose Begegnung bedeuten.

Pfr. i. R. Erich Viering lebt in Bremen

Evangelium auf Ultrakurzwelle

Wie ein Ingenieur zur Mission kam

Der Diplomingenieur Martin Ahnert hätte Karriere in der Industrie machen können. Aber er entschied sich anders und arbeitet seit zwanzig Jahren für den Sender »Stimme des Evangeliums« in Tansania.

Er erreicht mehr Menschen als jeder Pfarrer oder Missionar – jedenfalls schafft er dafür die technischen Voraussetzungen. Martin Ahnert ist für den reibungslosen technischen Ablauf des Senders »Stimme des Evangeliums« verantwortlich. Seit fast zwanzig Jahren arbeitet der 49-jährige Diplomingenieur im nordtansanischen Moshi, am Fuss des Kilimandscharo. »Ich möchte ein Werkzeug Gottes sein, egal wo«, begründet er die Motivation, seine beruflichen Fähigkeiten gerade in Ostafrika einzubringen.

Zwischen drei und vier Millionen Einwohner in Tansania empfangen das Programm des christlichen Senders – und es sollen noch mehr werden. Deshalb wird zurzeit ein neues Studio gebaut. Zusätzliche Sender sollen das Sendegebiet in den nächsten Jahren deutlich vergrößern, das heute in einem großen Gebiet vom Nordosten des Landes bis nach Morogoro und in Teilen der Massai-Steppe empfangen werden kann.

Schon früh hat sich Ahnert für Radioarbeit begeistert. Am Gymnasium, so erzählt er, gefielen ihm besonders Fächer wie Biologie und Physik. Dort durfte er die Radioexperimente vorbereiten und erwarb bereits in jungen Jahren seine Amateurfunklizenz. Ahnert wuchs in Neuendettelsau auf. Der Ort in Mittelfranken besteht zur Hälfte aus kirchlichen Einrichtungen, überwiegend diakonische wie Heime und Schulen. Neuendettelsau ist aber auch ein Ort mit weltweiten Beziehungen: Seit Mitte des 19. Jahrhunderts ist die heute rund 7.000 Einwohner zählende Gemeinde das evangelische Missionszentrum in Bayern.

Von Staatseinfluss ungetrübt

»Eigentlich wollte ich als Mediziner in die Mission gehen«, erzählt Martin Ahnert, aber dann studierte er doch Elektrotechnik mit dem Schwerpunkt Nachrichtentechnik. Seine überragenden Fähigkeiten zeichneten sich schon damals ab, denn als Diplomarbeit konstruierte und baute er einen computergesteuerten Kurzwellensender. Zwei Jahre arbeitete er als Jungingenieur bei Siemens, bevor ihm das damalige Missionswerk eine Stelle in Tansania anbot. Dort sollte er sich als technischer Berater der Evangelisch-Lutherischen Kirche um medizintechnische Geräte in den Hospitälern ebenso

kümmern wie um das Sprechfunknetz auf Kurzwelle und die Computer in Kirchenverwaltung und Schulen. Schwerpunkt seiner Arbeit bildete aber vor allem das Rundfunkstudio in Moshi.

Amerikanische Missionare an der Bibelschule in Mwiki hatten schon früh erkannt, dass man die Menschen in einem flächenmäßig so großen Land wie Tansania am ehesten mit Radiosendungen erreichen kann. 1962 wurde im äthiopischen Addis Abeba ein großer Kurzwellensender aufgebaut. Das tansanische Aufnahmestudio wurde daraufhin von Mwiki nach Moshi verlegt, wo es nicht nur regelmäßig Strom für den Betrieb eines Senders gab, sondern auch alle Sendungen in Kisuheli für Ost- und Zentralafrika produziert werden konnten. Radio »Stimme des Evangeliums« wurde so der erste nichtstaatliche Sender, der über Kurzwelle in ganz Tansania empfangen werden konnte. Vor allem die von staatlicher Einflussnahme ungetrübten Nachrichtensendungen waren für die tansanische Bevölkerung eine wichtige Informationsquelle.

Anfangs nur wenig Zeit fürs Evangelium

Der Kurzwellensender in Äthiopien wurde später verstaatlicht, die Sendungen zunächst von den Seychellen und später dann von Trans World Radio in Manzini gesendet. Von dort wird noch heute eine halbe Stunde Programm abends vom Studio in Moshi übernommen.

Zu Anfang konnte man die »Stimme des Evangeliums« nur für kurze Zeit am Abend und Morgen vernehmen. Erst seit die tansanische Regierung 1994 den Betrieb eines UKW-Senders erlaubte, können heute neben dem Kurzwellenprogramm mehr als 18 Stunden zusätzlich auf UKW ausgestrahlt werden. Der Empfangsbereich wurde systematisch immer weiter ausgedehnt und soll in absehbarer Zeit bis nach Zentraltansania reichen.

»Besonders freuen wir uns, dass während des Bibelquiz' am Samstagabend immer wieder Muslime aus Sansibar anrufen«, berichtet der 49-Jährige. Als Reaktionen auf Sendungen schicken Zuhörer auch SMS-Nachrichten, die während der Programme live verlesen werden.

Martin Ahnert ist in Moshi für die Wartung der Datentechnik des Senders verantwortlich, organisiert mit seinem Team auch die täglich notwendigen Reparaturarbeiten. Neue Sendeanlagen müssen geplant, aufgebaut und gewartet werden. Selbst die Türme für die Sender und die Antennen errichtet das Team selbst. Bei einer solchen Arbeit stürzte Ahnert im März 1999 sechs Meter tief in den Betriebsraum des Senders und verletzte sich schwer. »Ich kann Gott nur danken, dass

Die Arbeit an den Funkmasten ist gefährlich – 1999 stürzte Martin Ahnert sechs Meter tief ab und verletzte sich schwer. (Martin Ahnert)



ich heute wieder voll beweglich bin«, sagt er im Rückblick. Er habe damals sehr viel Mitgefühl von Menschen in Tansania erfahren, was »die Nähe zu den Menschen dort noch verstärkt« habe.

Schwere Stunden erlebten Ahnert und seine Frau, die Diplom-Biologin Lore Böckler. Sie heirateten vor zwei Jahren und erwarteten Anfang dieses Jahres ihr erstes Kind, doch es starb, bevor es das Licht der Welt erblickte. Trotzdem kehrte das Ehepaar nach einem Krankenhausaufenthalt in Deutschland wieder nach Tansania zurück. »Wir fühlen uns in Deutschland ebenso zu Hause wie in Tansania.« Hier, so Ahnert, haben sie gute Freunde, ein nettes Zuhause und ein gutes Verhältnis zu Kollegen – und nicht zuletzt große Aufgaben, an denen sich auch Ahnerts Frau beteiligt. Sie hilft im Sender mit, schreibt Briefe, bringt das Archiv in Ordnung und springt überall dort ein, wo es nötig ist.

Die Führung Gottes gespürt

Warum der Wechsel von der Industrie in die Mission? Dazu habe ihn sein Glaube gebracht, begründet Ahnert. Zwar sei die Arbeit bei Siemens packend und interessant gewesen, aber er habe aber seine Lebenszeit lieber »für die Ärmsten in der Welt« investieren wollen, sagt Ahnert. Das sei die richtige Stelle, an der er sein Wissen einbringen könne. Dadurch, so hofft er, könne er diesen Menschen vielleicht Hoffnung auf ein menschenwürdiges Leben geben.

Bereut hat Ahnert den Schritt, nach Tansania zu gehen, noch nie. Er habe spüren dürfen, so erzählt er, »wie mich Gott führt.« Im Rückblick habe er immer wieder den Segen Gottes sehen dürfen, der auf der harten Arbeit liegt.

Helge Neuschwander-Lutz ist Medienreferent bei Mission EineWelt in Neuendettelsau

Die »Zielgruppe« des Senders sind unter anderem die Massai. »Stimme des Evangeliums« erreicht heute über drei Millionen Menschen. (Martin Ahnert)

»Mit Gottes Hilfe geht alles«

Sambia: Lehrerin Lillian kämpft für »ihre« Kinder

Sie kann keine Minute still sitzen. Immer unter Strom, immer voller Pläne: Das ist Lillian Banda, Lehrerin in Naluyanda/Sambia. Die 34-Jährige weiß genau, was sie will. »Die Kinder in Sambia müssen lernen, viel lernen, damit sie die Chance haben, diesen Staub, diese Armut, diese Hoffnungslosigkeit zu überwinden.«

Das Projektgebiet der Gossner Mission in Naluyanda: eine Dorfgemeinde nördlich der Hauptstadt Lusaka, in der rund 20.000 Menschen wohnen. Eine baumlose Ebene, karg, von der Erosion zerfressen und überall – in den weit verstreuten Hütten, auf Kleidern, Stühlen, auf der Wäsche, die in der Sonne trocknet – Sand, roter Sand.

Wer einmal Naluyanda besucht hat, der erinnert sich später an diesen Sand – und an Lillian Banda. Das hat mit ihrem überbordenden Temperament zu tun, aber

auch mit ihrer Energie und ihrem unbändigen Willen, anderen Menschen, vor allem den Kindern, zu helfen.

Lillian kam vor 17 Jahren mit ihrem älteren Bruder nach Naluyanda. Der war Soldat und in Lusaka stationiert, und weil ihre Eltern arm waren und Lillian in der Nordprovinz keine Zukunft für sich sah, kam sie mit. Sie lernte ihren späteren Mann kennen, bekam vier Kinder und hätte eine ganz normale sambische »Frau vom Lande« sein können, sich um Haus und Hof und den Nachwuchs kümmernd. Aber damit gab sie sich nicht zufrieden.

»Ich will, dass es meinen Kindern später besser geht. Dass sie einen Beruf erlernen und ein Auskommen haben. Hier im Dorf gibt es keinen Strom; der nächste Brunnen ist drei Kilometer entfernt, und die Hauptstadt

– obwohl sie so nah ist – ist für mich zu Fuß und mit den vier Kindern unerreichbar. Das Leben meiner Kinder soll einmal anders aussehen«, sagt sie selbstbewusst. Und so begann sie schon vor Jahren, ihren Ältesten gemeinsam mit den Nachbarkindern vor der eigenen Hütte zu unterrichten.

Ob sie dafür ausgebildet sei? Lillian lacht. Ausgebildet? »Ich habe die zwölfte Klasse absolviert!«, sagt sie und lässt keinen Zweifel daran, dass sie auf diesen Schulabschluss mächtig stolz ist. Zu Recht.

Denn Unterricht in den dörflichen Regionen Sambias, das bedeutet oftmals: auf dem nackten Boden sitzen, zuhören, keinen Stift und kein Übungsheft besitzen, keine Hausaufgaben machen können. Und den Unterrichtsstoff Tag für Tag laut wiederholen, damit er sich tief ins Gedächtnis einprägt. So wird Lesen gelernt, Schreiben, Rechnen – und natürlich Englisch, für die Kinder in den Dörfern eine Fremdsprache, in Sambia aber Landessprache, die bei jedem Behördengang, an jedem Arbeitsplatz vonnöten ist.

Lillian gründete dann irgendwann ihre eigene kleine Schule in einer eigens von ihr errichteten Hütte neben ihrem Wohnhaus. Daraus entwickelte sich später eine von vier Schulen der Gossner Mission im Naluyanda-Projektgebiet. Heute findet der Unterricht in einem festen Gebäude statt, Lillian hat einen Kollegen an ihrer Seite, und beide besuchen regelmäßig Fortbildungen und erhalten ein festes Monatsgehalt.

»Unser Ziel ist es, weiteren Kindern in Naluyanda den Schulbesuch zu ermöglichen. Viele müssen daheim bei der Hausarbeit und auf dem Feld mithelfen. Sie wissen nicht einmal, wie man einen Stift oder eine Schere richtig hält, und nur ganz wenige sprechen ein paar Wörter Englisch«, seufzt Lillian, während sie, ihren Jüngsten immer auf dem Rücken, den Besuchern das neue Schulgebäude präsentiert. Sofort laufen – trotz der Ferien – von allen Seiten ihre Schülerinnen und Schüler herbei. Keine Frage: Sie sind ebenso stolz auf die Schule wie ihre Lehrerin.

Und dann rückt Lillian, die auch in der Aufforstungs- und in der Anti-Aidskampagne in Naluyanda engagiert ist, mit ihren weiteren Plänen heraus. Die Schule brauche neue Schränke, eine Wanduhr und eine Schulglocke. Und die Kinder brauchen Übungshefte und Stifte. Und schön wäre, wenn der schon lange geplante Brunnen in der Nähe der Schule bald in die Realität umgesetzt werden könnte. Lillian: »Damit wir Trinkwasser für die Kinder haben und zugleich eine effektivere Bewässerung für unsere Baumschule.«

Spricht es und deckt die Besucher gleich mit weiteren Aufträgen ein. Wenn sie das nächste Mal nach Naluyanda rausfahren, dann möchten sie doch bitte leere Plastikflaschen mitbringen, die sonst weggeworfen werden, im Dorfgebiet aber von Nutzen sind: »Die kann ich sammeln und den Kindern mitgeben, damit sie Wasser von zu Hause oder von den Bohrlöchern auf ihrem Schulweg mitbringen, um die Baumschule zu bewässern. Andere Transportgefäße besitzen wir hier nicht.«

Schon jetzt freut sie sich darauf, dass die noch kleinen Mangobäume einmal Früchte tragen werden, die die Mädchen und Jungen dann ernten können. Und einen kleinen Laden vor der Schule könnte sie sich auch vorstellen. Dort könnte man Gemüse, Süßkartoffeln und Schulhefte verkaufen – und der Erlös sollte der Schule zugute kommen.

Was sie sonst noch braucht? Lillian verstummt. Dann spricht sie doch weiter, leiser jetzt. Im vergangenen Jahr, während ihrer vierten Schwangerschaft, hat sich ihr Mann einer anderen Frau zugewandt. Das Ehepaar hat sich daraufhin getrennt, aber der Dorfälteste, der auf dem Land für die »Scheidungen« zuständig ist, hat das gemeinsame Grundstück des Paares so geteilt, dass die drei bestehenden Hütten – Wohn-, Koch- und Vorrathshütte – auf dem Gelände ihres Mannes stehen. Lillian muss mit ihren vier Kindern nun sehen, wie sie zurecht kommt.

»Es ist nicht einfach«, gibt sie zu. Sie will für ihre Familie drei neue Hütten errichten, doch der Zementpreis hat sich in wenigen Monaten verdoppelt. Außerdem macht sie sich Sorgen um Tochter Fortune. Die Neunjährige kam mit einer Behinderung zur Welt; den weiten Weg zur weiterführenden Schule kann sie nicht zu Fuß bewältigen. Sie soll daher ein Internat besuchen, denn weiter zur Schule gehen soll sie auf jeden Fall. Aber Neubau und Internat – dafür reicht Lillians Lehrerinnengehalt nicht aus. Sie hat einen hohen Kredit aufnehmen müssen.

»Damit werde ich es schon schaffen«, sagt sie kämpferisch. »Und mit Gottes Hilfe.« Ihren kleinen Sohn, der nach der Trennung zur Welt kam, hat sie übrigens »Blessed« getauft: »Gesegnet.«

Jutta Klimmt ist Öffentlichkeitsreferentin der Gossner Mission, Berlin



Lillian zu Hause: Trotz ihrer Sorgen schaut die Lehrerin mit Gottvertrauen in die Zukunft. Und der Jüngste ist natürlich immer dabei. (Gossner Mission/Jutta Klimmt)

Bescheidenheit fördert Harmonie

Christsein auf Bali

Im hinduistisch geprägten Bali gibt es nur ein Prozent Christen. Die Gemeinde im kleinen Dorf Blimbingsari im äußersten Westen der indonesischen Insel lebt ihre christliche Identität, ohne sich der eigenen Kultur zu entfremden.

Der Weg hoch zur Kirche in Blimbingsari führt durch einen tropischen, von Wassergräben durchzogenen Garten. Beim Aufstieg über die Treppe fällt der Blick auf den Hügel, vor dem die Kirche erbaut ist – nach balinesischer Vorstellung wohnen die Götter auf den Bergen. In seiner Form und mit dem hochgezogenen, dreistufigen, freistehenden Dach erinnert das Gebäude an einen hindu-balinesischen Tempel. In dieser Kirche symbolisiert das dreistufige Dach die Dreieinigkeit. Durch ein gespaltenes Eingangstor, wie es auch in Hindu-Tempeln zu finden ist, betritt der Gottesdienstbesucher den ovalen Kirchenraum. Die Kirche ist an den Seiten offen, raumumschließende Mauern und Fenster gibt es nicht. So kann frische Luft durch die Kirche zirkulieren – bei 31 Grad Temperatur und 80 Prozent Luftfeuchtigkeit sehr angenehm. Die Vögel sind zu hören und Plätschern von Wasser hinter dem Altar: Eine Quelle in einem Steingarten symbolisiert die biblische Szene, in der Mose in der Wüste auf einen Felsen schlug und ein Wasserstrom emporschoss. Das Sonnenlicht fällt durch ein einziges Fenster im hölzernen Kirchendach in den Kirchenraum.

Ein Prozent Christen als »Salz und Licht«

Die »Christlich-Protestantische Kirche in Bali« (GKPB), eine von mehreren christlichen Kirchen auf der Insel, hat das Gebäude bewusst unter Aufnahme verschiedener Elemente der balinesischen Kultur erbauen lassen. Eingeweiht wurde die nach Entwürfen des balinesischen Architekten Made Kertiyasa erbaute Kirche 1981. Heute ist die GKPB in ganz Indonesien für ihre charakteristische Form inkulturierten Christentums bekannt, das bewusst Elemente der einheimischen Kultur in die eigene kirchliche Praxis aufnimmt. Die hindu-balinesische Religion ist eine Mischung von indischem Hinduismus und einheimischer traditioneller Religion.

Nur ein Prozent der Balinesen sind Christen, eine winzige Minderheit, die sich selbstbewusst in biblischer Tradition als »Salz und Licht« in der Gesellschaft versteht. Diese Minderheit muss ihren eigenen Weg finden, um im guten Miteinander mit der Mehrheitsreligion leben zu können – immerhin hat Indonesien die größte muslimische Bevölkerung der Welt. Die Christen müssen ihre Identität darüber hinaus im Spannungsfeld von

Tradition und Modernisierung, überlieferten Religionen und westlicher Säkularisierung finden.

Frauen in glänzendgelben Gewändern spielen in einem offenen Seitengebäude zum Beginn des Gottesdienstes Gamelan-Musik auf Metallophonen, begleitet von einer Flöte und Trommeln. In der balinesischen Vorstellung bittet die Musik die Götter, herabzusteigen und die Opfer der Menschen anzunehmen.

Längst keine »schwarzen Holländer« mehr

Der Pfarrer und die Gemeindeältesten, die zwei weiße Schirme, Kerze und Bibel tragen, ziehen in einer Prozession in die Kirche ein, alle sind in balinesische Gewänder gekleidet. In der Liturgie spiegeln sich Traditionen unterschiedlicher christlicher Denominationen. Die Gemeinde singt teilweise auch traditionelle europäische und indonesische Kirchenlieder, begleitet von einem Keyboard, das eine junge Frau spielt, und einer jungen Sängerin. Zum Abschluss improvisiert der Flötenspieler des Gamelan-Orchesters eine Melodie, die auf meditative Weise zum Segen hinführt. Der intensive, wehmütige, etwas raue Klang der Flöte rührt an und weckt Sehnsucht nach Weite und Tiefe. Dies ist vielleicht kein Zufall, denn die Melodie ist aus fünf Tönen aufgebaut, also pentatonisch, und diese fünf Töne stehen in der balinesischen Tradition für die vier Himmelsrichtungen und, als fünftes Element, für die Mitte.

Pfarrer Suyaga Ayub, der frühere Bischof der Kirche, spricht den Segen. Er trägt einen weißen Talar mit Stola. Weiss steht auf Bali für die Verbindung mit den Göttern und wird in der GKPB als christliche Farbe der Reinheit interpretiert. Schwarz, die »europäische« Farbe der Talare, schien nicht passend, weil es auf Bali Assoziationen mit dem Tod weckt. Nein, von den Pfarrern und Gemeindegliedern der GKPB kann niemand mehr sagen, es seien »schwarze Holländer«. So wurden früher die balinesischen Christen abwertend genannt, denn für ihre Umgebung schienen sie den Lebensstil der niederländischen Missionare zu übernehmen und mit ihrer balinesischen Kultur komplett zu brechen.

Ein Dorf, in Kreuzform angelegt

Nachdem die niederländische Kolonialregierung lange verboten hatte, auf Bali zu missionieren, weil sie Unruhen befürchtete, erlaubte sie 1929 der nordamerikanischen »Christian and Missionary Alliance« (CMA), auf Bali tätig zu werden. Der chinesische Evangelist Tsang Kam Fuk der CMA verfolgte jedoch einen sehr konfrontativen Stil von Evangelisation: Er forderte



Angklung-Spieler bei einem festlichen Abend in der Gemeinde Blimbingsari. (Birte Petersen/EMS)



Die Kirche von Blimbingsari nimmt bewusst die Formensprache eines hindu-balinesischen Tempels auf. (David Tulaar/EMS)

die Bekehrten auf, ihre »Götzenbilder« zu verbrennen und ihre Haustempel zu zerstören, weil sie dämonisch besetzt seien. Die hindu-balinesische Gemeinschaft fühlte sich dadurch verletzt. Die Neuchristen, die dem Tempeldienst und den damit verbundenen Abgaben nicht mehr nachkamen, wurden entrechtet und aus ihren Dörfern verstoßen. Sie durften auch ihre Toten nicht mehr in den Dörfern begraben. Die Bewässerung ihrer Reisfelder wurde ihnen verwehrt, weil die Hindu-Balinesen glaubten, dass das Wasser von einem ihrer Götter, Dewi Sri, komme und die Christen daher kein Recht darauf hätten.

Um wieder für Ruhe und Ordnung zu sorgen, verwies die Kolonialregierung 1933 Tsang der Insel und übergab die kirchliche Arbeit an die ostjavanische Kirche unter der Leitung des niederländischen Theologen Hendrik Kraemer. 1939 wurden die Christenfamilien, zu der Zeit etwa 260 Balinesen, von der Regierung im äußersten Westen der Insel angesiedelt. In diesem bis dahin menschenleeren Gebiet, das wegen seines dichten Waldes, der Moskitos und wilden Tiere schwer zugänglich war, legten die Christen unter großen Mühen in Kreuzesform das Christendorf Blimbingsari an. Sie verstehen bis heute diese Umsiedlung als Exodus und das neue Land als das verheißene Land Kanaan. Heute ist das Siedlungsgebiet mit landwirtschaftlicher Prägung vorbildlich entwickelt.

Von Anfang an legte die Kirche viel Wert auf Bildung, um »Orte des Wissens« zu fördern und damit ihren Gemeindegliedern wie auch den Hindus aussichtsreiche Perspektiven für einen guten Platz in der Gesellschaft bieten zu können. Als jedoch in den siebziger Jahren der Boom des Tourismus auf Bali begann, wurde Blimbingsari selbst zum Opfer der eigenen Erfolge, weil viele der gut ausgebildeten jungen Menschen aus dem Dorf in die Städte abwanderten, um dort zu arbeiten. Inzwischen leben daher nur noch 900 Menschen im Ort, während es in der Blütezeit 2.400 waren.

Balinesische Kultur in der Kirche

Verursacht durch das Umsiedlungsprogramm »Transmigrasi« der indonesischen Regierung bis Ende der achtziger Jahre gibt es erstaunlicherweise etwa dreimal so viele Christen balinesischer Herkunft außerhalb Balis wie auf der Heimatinsel selbst (die GKPb hat heute

etwa 7.500 Gemeindeglieder auf Bali). Und wo immer die balinesischen Christen und Christinnen leben, sind sie stolz auf ihre Herkunft und pflegen ihre Kultur.

Seit der Synode der GKPb von 1972 ist es die offizielle Linie der Kirche, das kulturelle Erbe des Hindu-Balinismus in der kirchlichen Praxis aufzunehmen – mit Blick auf die Anfänge der Mission auf Bali keine selbstverständliche Entscheidung. Trotz allem Bemühen um einen respektvollen Umgang mit dem Hindu-Balinismus kommt es immer einmal wieder zu Konflikten. Bischof Nyoman Suanda berichtet beispielsweise, dass eine hinduistische Schülerin auf Grund einer Vision in einer GKPb-Schule eine Opferstätte errichten wollte. Als die Schule zurückhaltend reagierte, sollte eine Demonstration stattfinden, und fanatisierte Gruppen drohten, die Schule zu zerstören. Durch Sensibilität und Klugheit gelang es im Zusammenwirken mit lokalen Autoritäten, den Konflikt zu entschärfen.

Bei einem anderen Vorfall wurden die Häuser christlicher Familien angezündet, weil sie sich geweigert hatten und finanziell auch nicht dazu in der Lage waren, die hohen Abgaben für hinduistische Tempelfeste zu entrichten. Die Polizei griff die an einen Fluss geflohenen Familien auf und brachte sie auf die Polizeistation. Dort konnte eine Ärztin der GKPb, Deborah Murthy, im Konflikt vermitteln – sie genoss den Respekt der Hindus, weil sich die Gesundheitsarbeit der GKPb unterschiedslos an Angehörige aller Religionen richtet.

Bescheidenheit und Dialog gegen Konflikte

Bischof Suanda weist darauf hin, dass in solchen Fällen oft christliches Überlegenheitsdenken und Arroganz der Auslöser dafür sind, dass sich bei den Hindus Unmut aufstaut. Deswegen ruft Suanda, wo immer er kann, zu einer selbstkritischen, bescheidenen Haltung der Christen und zu Respekt gegenüber den religiösen Vorstellungen der Hindus auf. Wo immer möglich, sollte der enge persönliche Kontakt mit den Vertretern der anderen Religionen gepflegt werden.

Diese guten Kontakte unter allen Religionen auf Bali, auch mit den Muslimen, haben dazu geführt, dass auch die Bombenanschläge auf Bali von 2002 und 2005 die Harmonie unter den Religionen auf der »Insel der Götter« nicht ernsthaft erschüttern konnten und sofort die Stimmen von Frieden und Versöhnung überwogen.

Birte Petersen ist Redakteurin im Evangelischen Missionswerk in Südwestdeutschland, Stuttgart



Dem ganzen Menschen dienen

Die Äthiopische Evangelische Kirche Mekane Yesus

Ein Gefängnis im Westen Äthiopiens: eher ein Lager mit hohem Bretterzaun, mit Wachtürmen, mit einer einzigen Grube als »Sanitärtrakt«, mit offenen Feuerstellen als Küche, einem Brunnen mit trübem Wasser und zahllosen dunklen, schmutzigen Lehmhütten. Schwer vorstellbar für uns, doch für Tausende ist es traurige Realität: Das Gefängnis in Dembi Dollo ist total überfüllt mit Männern und Frauen, sogar Kinder sind dazwischen, die mit ihren Müttern im Frauenbereich leben. Fast alle Insassen gehören dem Volk der Oromo an. Manche von ihnen wurden unter vagen Verdächtigungen verhaftet, mit der Oromo-Befreiungsfront zu kooperieren oder zu sympathisieren. Den Insassen gelingt es im Gefängnis nur leidlich, die Zeit mit Kochen, Holzhacken, Wäsche waschen und ein wenig Handarbeit tot zu schlagen. Das einzig wirklich sinnvolle ist ein Alphabetisierungsprogramm, angeboten von der evangelischen Kirche.

»Let the women read the Bible« ist das Programm, mit dem die Äthiopische Evangelische Kirche Mekane Yesus vor allem Frauen – aber auch Männern – in Gefängnissen, in abgelegenen Dörfern oder unter den Nomaden die Möglichkeit anbietet, lesen und schreiben zu lernen. Viele Menschen, vor allem die Mädchen, haben als Kinder dazu keine oder nur unzureichend Gelegenheit, denn sie müssen von Kindesbeinen an in der Landwirtschaft helfen. Viele Familien leben von der Hand in den Mund, Bargeld ist gerade in den ländlichen Gebieten knapp und die Familien können sich Schuluniform und Schulgeld kaum leisten.



»Let the women read the Bible«: Fast 65 Prozent der äthiopischen Frauen können nicht lesen und schreiben. Kirchliche Alphabetisierungsprogramme vermitteln ihnen Bildung und Selbstbewusstsein. (BMW/Insa Kolschen)

Alphabetisierung ist nur eines der Entwicklungsprogramme, mit denen die Mekane-Yesus-Kirche ihren ganzheitlichen Ansatz zur Verkündigung des Evangeliums in Wort und Tat verwirklicht: Sie baut nicht nur Kirchen, sondern baut und betreibt in enger Zusammenarbeit mit den Kommunen auch Schulen, Kindergärten und Krankenhäuser. Sie errichtet Brunnenanlagen und Quellwasserschutzbecken, um die Bevölkerung mit sauberem Trinkwasser zu versorgen. Sie richtet Mustergärten ein, führt neue Pflanzen und neue Methoden der Landwirtschaft ein und entwickelt preiswerte Baumethoden. Die Kirche setzt sich für Versöhnung zwischen verfeindeten Stämmen ein, erhebt die Stimme gegen Menschenrechtsverletzungen und klärt über HIV/Aids auf. Sie kämpft gegen die traditionelle Praxis der Genitalverstümmelung von Frauen, die immer noch bei 60 bis 70 Prozent der äthiopischen Frauen angewandt wird und gleichermaßen unter Christen, Muslimen und Anhängern anderer Religionen verbreitet ist.

Kreuz, Bibel und Getreideähre – das sind in der Kombination gute Symbole für diesen ganzheitlichen Zugang zu den Menschen – der Sorge um Seele und Leib. So wird Mekane Yesus »Ort Jesu« erlebbar und erfahrbar: ein Ort für Jesus, oder ein Ort, an dem Jesus lebt. Auch in der Leitungsstruktur der Kirche spiegelt sich dieser doppelte, ganzheitliche Ansatz wider. In jeder Synode – vergleichbar mit unseren Landeskirchen – gibt es eine Abteilung für Theologie und Mission und eine für Entwicklung und soziale Dienste.

Das Logo der EECMY versinnbildlicht den ganzheitlichen Ansatz der kirchlichen Arbeit.



Die Gottesdienste sind das Ereignis der Woche, auf das sich die Chöre ab Freitag mit Üben, Beten und Fasten vorbereiten. Die Kirchen sind sonntags überfüllt. Viele müssen draußen sitzen und können nur hören, was geschieht. Lange, zum Teil ekstatische Gebete mit Zwischenrufen der Gemeinde – »Amen«, »Halleluja« – oftmals mehrere Predigten, verschiedene Chöre, die mal mit, mal ohne Gemeinde, mit Keyboard und Trommeln, singen – man kann den Reichtum dieser Gottesdienste nur schwer beschreiben.

Die Mekane-Yesus-Kirche

Deutsche, amerikanische und skandinavische Missionare kamen verstärkt ab den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts nach Äthiopien. In dem Missionsgebiet schlossen sich 25.000 evangelische Christen und Christinnen im Jahr 1959 zu einer selbständigen Kirche, der Ethiopian Evangelical Church Mekane Yesus (EECMY), zusammen. Heute gehören mehr als 4,9 Millionen Gläubige zur EECMY. Sie ist damit die größte lutherische Kirche Afrikas. Die EECMY hat 21 »Synoden«, vergleichbar mit den evangelischen Landeskirchen in Deutschland. Etwa 60 Prozent der Mitglieder gehören zu dem Volk der Oromo.

Die Kirche wächst rasant. Anfang der Siebzigerjahre hatte sie rund 200.000 Gemeindeglieder, heute sind es über 4,9 Millionen. Grund für dieses Wachstum ist nicht allein der ganzheitliche Ansatz, sondern auch die Tatsache, dass es unseren Partnern gelungen ist, eine starke, charismatische Bewegung und eine sich daraus entwickelnde Jugend-Singe-Bewegung in die Kirche zu integrieren. Viele neue Gemeinden entstehen, neue Kirchenkreise, sogar neue Synoden (Landeskirchen). Doch die Kirche kommt mit der Ausbildung von Pfarrern und Pfarrern nicht nach. Die drei theologischen Seminare sind überfüllt, es mangelt an einheimischen Theologiedozenten und das Geld für vier Jahre Studium können die meisten Gemeinden nicht aufbringen. So werden gutwillige, geisterfüllte Laien in Bibelschulen ein oder zwei Jahre ausgebildet und bekommen dann die verantwortungsvolle Aufgabe, das Evangelium zu verkünden – eine große Chance, aber auch eine Gefahr. Die Kirche muss sehr darauf achten, das reformatorische Profil nicht zu verlieren.

Dies ist also die Kirche, die Frauen und auch Männern im Gefängnis die Möglichkeit gibt, Versäumtes nachzuholen. Lernen gibt Sinn. Und die Texte, die gelesen werden, sprechen gerade den unterdrückten, benachteiligten und immer wieder der männlichen Gewalt ausgesetzten Frauen Menschenwürde zu. Worte der Bibel sind es, die eine ganz neue Welt erschließen: den christlichen Glauben und christliches Leben – eben Mekane Yesus: »ein Ort, wo Jesus lebt«.

Dr. Reinhard Kees ist Afrika-Referent im Berliner Missionswerk

Links: Die Mekane-Yesus-Kirche wächst rasant. Lebendig-charismatische Gottesdienste und die Entwicklungsarbeit sprechen viele Menschen an. (BMW/Insa Kolschen)

Rechts: Zur Entwicklungsarbeit der EECMY gehört die Förderung nachhaltiger Landwirtschaft. (Archiv des Berliner Missionswerks)



Als Partner auf dem Weg – gemeinsam und solidarisch



Weil Gott es will, sind christliche Kirchen in weltweiter Mission als Partner gemeinsam unterwegs. Sein Geist öffnet uns die Augen für Freuden und Nöte der Schwestern und Brüder. So lernen wir, uns zu unterstützen, zu stärken und gegenseitig kritische Fragen zu stellen. Auch wenn es schwierig wird, können wir uns aufeinander verlassen.

Die wahre Pointe der Mission

Missionstheologische Gedanken zum Thema Partnerschaft

Die Apostelgeschichte des Lukas schildert die Ausgangssituation der christlichen Mission so, dass die Apostel in Jerusalem zunächst überzeugt waren von einer nur an das Volk Israel gerichteten Mission – und das, obwohl sie an Pfingsten erlebten, wie der Heilige Geist die Sprachgrenze gegenüber Menschen fremder Zunge aufheben kann.

Die größte Hürde sahen die Apostel nach der Darstellung von Lukas nicht in dem, was die fremden Zungen sprechen, sondern in dem, was sie essen. So muss in Apg. 10 der Apostel Petrus erst durch einen Traum dazu bekehrt werden, dass er nicht für unrein hält, was Gott für rein erklärt hat.

Petrus wird durch diesen Traum in seine erste missionarische Situation einem Nicht-Juden gegenüber geführt: zu dem Centurio Cornelius und seinem Haus. Nicht eine Bekehrung war also erforderlich, damit diese Ur-Situation der Mission ein gutes Ende nahm, sondern zwei. Nach der Darstellung der Apostelgeschichte hat es Gott mehr Mühe gemacht, Petrus zur Gemeinschaft mit einem »Heiden« zu bekehren, als Cornelius zur Gemeinschaft mit Gott.

Mission im Neuen Testament wird erst vollständig dadurch, dass Menschen zueinander bekehrt werden.

Wohin wir uns auch wenden im Neuen Testament: Mission hat ihre Pointe nicht allein darin, dass Menschen zu Jesus Christus bekehrt werden, die vorher nichts von Jesus Christus wussten.

Mission im Neuen Testament wird erst vollständig dadurch, dass Menschen zueinander bekehrt werden: dazu, miteinander Gemeinschaft zu haben als Menschen, die vorher Feinde waren – Menschen, für die es vorher undenkbar war, dass sie miteinander zu tun bekommen könnten.

Heute wird manchmal beklagt, dass der Begriff »Partnerschaft« und alles, wofür er steht, in der Tätigkeit der kirchlichen Missionswerke weithin Mission im »eigentlichen« Sinne ersetzt habe. Ich kann dieser Klage nicht zustimmen. »Partnerschaft« ist nicht ein Ersatz für Mission, sondern die unverzichtbare zweite Seite von Mission. Die hohe Aufmerksamkeit für partnerschaftliche Beziehungen zwischen Kirchen in Nord und Süd ist nicht ein feiges Ausweichen vor den »eigentlichen« Herausforderungen der Mission, sondern sie ist diejenige Herausforderung der Mission, die uns hier in Europa immer noch am schwersten fällt.

»Partnerschaft« ist ein viel zu spätes Nachholen dessen, was nach dem Vorbild des Neuen Testaments von Anfang an zur Mission hätte gehören müssen: das Ringen um wirkliche menschliche Gemeinschaft zwischen Christen überall auf der Welt. Und das heißt eben für die jüngere Phase der Missionsgeschichte: die Bekehrung der europäischen Kirchen dazu, afrikanische Kirchen, indische Kirchen usw. mit allen Konsequenzen als Teile derselben Gemeinschaft zu behandeln: als Hausgenossen nicht nur Gottes, sondern auch als Mitbürger in genau derselben Bürgerschaft, die wir für uns in Anspruch nehmen.

Hierzulande haben die Kirchen endlich im Prinzip erkannt, dass sich die Aufgabe von Mission immer stärker vor der eigenen Haustür stellt: als Mission in Deutschland. Ein Teil der für Deutschland entwickelten missionarischen Projekte ist bereits in diesem Sinne erfolgreich.

Aber die erfolgreichen missionarischen Projekte haben oft die Struktur, dass sie bestimmte Zielgruppen, von denen sich die Kirche entfremdet hat, einladen in neue, zielgruppenorientierte Gemeinschaften. Die schwerste Aufgabe ist oft dabei erneut vernachlässigt: Die Aufgabe, dass die schon zur Kirche gehörenden Menschen in ihrer Gemeinschaft den Platz einräumen für die Menschen, die ihr fehlen, und die eben Menschen mit völlig anderen Lebensgewohnheiten sind.

Kirchengemeinden in Deutschland stehen vor der Aufgabe, dass sie sich nicht mehr damit begnügen, Verwirklichungsräume nur für bestimmte soziale und kulturelle Milieus zu sein – und stattdessen zu ringen um Gemeinschaft mit Menschen aus anderen Milieus, die für den christlichen Glauben gewonnen werden, aber die den christlichen Glauben völlig anders leben und ausdrücken wollen, als es in den milieuspezifischen Ortsgemeinden der Fall ist.

Und damit nicht genug: das Ringen um Einheit von Christen verschiedener Milieus in Deutschland und das Ringen um Einheit zwischen Christen in verschiedenen Regionen der Welt gehören zusammen.

In Deutschland geht es nicht nur um die Gemeinschaft von Menschen deutscher Kultur aus unterschiedlichen Milieus; es geht auch um die Gemeinschaft von Menschen aus allen Teilen der Welt, die faktisch in Deutschland zusammenleben. Warum leben sie nicht auch ihren christlichen Glauben zusammen?

In Deutschland gibt es unter anderem eine Vielzahl von christlichen Gemeinden afrikanischer Herkunft. Viele dieser Gemeinden betrachten es als ihre Mission, etwas zur Belebung der Kirchen in Deutschland beizutragen. Verstehen die einheimischen Kirchen in Deutschland, dass das missionarische Anliegen dieser afrikanischen Kirchen ein wichtiger Teil dessen ist, was nach neutestamentlichem Vorbild Mission in Deutschland sein sollte: Ringen um Einheit aller, die sich zu Christus bekennen – einschließlich der Anerkennung, dass für diese Einheit Menschen eine Mission haben, die aus anderen Regionen der Welt hinzugekommen sind?

Christus ist nicht dafür Mensch geworden, gestorben und auferstanden, dass wir in christlichen Gemeinden friedlich zusammenleben mit Menschen gleicher Sprache, gleicher Kultur, gleicher Hautfarbe und gleichen Milieus. Dafür hätten es unsere alten germanischen, keltischen oder slawischen Religionen genauso getan.

Christus ist dafür Mensch geworden und gestorben, dass er aus zweien eines gemacht hat und den Zaun abgebrochen, der dazwischen war, nämlich die Feindschaft zwischen Menschen zweier Sprachen, zweier Kulturen, zweier Hautfarben, zweier Milieus.

Das Neue Testament in seinen verschiedenen, miteinander ringenden Zeugen zeigt uns die Vision von einer Mission, an der das sichtbar wird: dass Christus aus zwei Feinden eine Gemeinschaft macht.

Andreas Feldtkeller ist nach einer neutestamentlichen Promotion und einem vierjährigen Aufenthalt in Jordanien seit 1999 Professor für Religions- und Missionswissenschaft sowie Ökumenik an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin. Er ist Vorsitzender der Berliner Gesellschaft für Missionsgeschichte und Schriftführer der Deutschen Gesellschaft für Missionswissenschaft.

Den vollständigen Text finden Sie im Download-Bereich der Website www.mission.de



Die Babies werden in der Tongo Health Clinic gewogen, um Unterernährung feststellen zu können. Jede Mutter bekommt ein Büchlein, in dem die Gesundheitsdaten ihres Kindes verzeichnet werden. (EMS/Steffen Grashoff)

Bis vor kurzem war die presbyterianische Kirche im Norden Ghanas noch Missionsgebiet. Jetzt missioniert sie selbst in einer von der traditionellen Religion geprägten Umgebung. Bekehrung geschieht durch den Heiligen Geist, sagen die Christen, das Aufbrechen von Tabus bedarf hingegen der Überzeugungsarbeit.

Eine Gruppe von Frauen sitzt im Schatten eines Baumes auf dem Gelände des Gesundheitszentrums. Sie halten ihre Babys auf den Knien, manche geben ihnen die Brust. Um hierher zu kommen, haben sie in der Hitze und über staubige Feldwege einen langen Fussmarsch mit den Kindern auf dem Rücken auf sich genommen. Denn sie wissen, dass heute die Ernährungsberaterin des Gesundheitszentrums in Tongo Sprechstunde hat. Das Zentrum des Basisgesundheitsdiensts der »Presbyterianischen Kirche in Ghana« (PCG) liegt in einem abgelegenen, winzigen Dorf in der Nähe der Stadt Bolgatanga im äußersten Norden Ghanas.

Beim Wiegen der Kleinkinder stellt sich heraus, dass einige Untergewicht haben. Weshalb? Eine Mutter erzählt, dass ihr Baby nach sechs Monaten Stillzeit plötzlich krank geworden sei, als sie ihm nur noch Wasser zum Trinken gegeben habe. Die Ernährungsberaterin erklärt geduldig, dass Wasser in diesem Alter ungeeignet für die Kinder ist und was in welchem Alter zugefüttert werden kann. Sie warnt vor den traditionell gegen Bauchschmerzen verabreichten Kräutertees, denn sie

Der Heilige Geist und das Eier-Tabu

Christsein in Nordghana

hätten eine leicht giftige Wirkung. Es ist nicht einfach, den Müttern klarzumachen, dass Unterernährung keine Krankheit ist und sich durch Umstellung der Ernährung recht leicht beheben lässt.

Die Mitarbeitenden der Basisgesundheitsdienste kämpfen auch gegen andere kulturelle Praktiken: So dürfen Frauen und Kinder keine Eier essen – sonst würden sie später Diebe, sagt man. Solche Tabus zu brechen, fordert Mut. Erst wenn eine Frau unbeschadet ein Ei gegessen hat, macht es ihr vielleicht jemand nach.

»Man könnte sich fragen, was diese Gesundheitsarbeit mit dem Evangelium zu tun hat«, meint Veronica Addo Kyei-Sarpong, Koordinatorin der Basisgesundheitsdienste der Presbyterianischen Kirche in Bolgatanga. »Für uns ist auch Heilung Evangelisation. Verkündigung ist etwas Ganzheitliches.« Sie erläutert, dass sich rund achtzig Prozent aller Krankheiten durch einfache Mittel wie Impfungen, Schwangeren- und Ernährungsberatung verhindern lassen. Manchmal packt sie die Wut darüber, wie Ignoranz den Frauen schadet – oder sie sogar das Leben kostet.

Sie erzählt: »Einmal hatte ich auf der Karte einer Schwangeren vermerkt, dass sie unbedingt aus medizinischen Gründen im Krankenhaus entbinden sollte. Ein paar Wochen später wurde ich zu ihr nach Hause gerufen. Ich erlebte mit, wie sie verblutete, weil es dem Mann zu teuer gewesen war, seine Frau ins Krankenhaus zu bringen. Ich habe ihm eine Ohrfeige versetzt, weil ihm sein Vieh, von dem er vielleicht ein Stück hätte verkaufen müssen, mehr wert war als seine Frau.«

Ein Anliegen der Basisgesundheitsdienste ist deshalb die Stärkung der Frauen in jeder Beziehung: gesundheitlich, psychologisch und – durch Vergabe von Kleinstkrediten – auch wirtschaftlich. Und nicht zuletzt erfahren die Frauen eine spirituelle Stärkung. Die Basisgesundheitsdienste beginnen deshalb ihre Sprechstunden immer mit einer Andacht.

Gesundheit und Bildung sind traditionelle Schwerpunkte der kirchlichen Arbeit. Genauso wichtig ist den Kirchen der Region die Wortverkündigung. »Wir bereiten unsere Evangelisationen in den Dörfern sorgfältig vor«, erläutern die Kirchenältesten in Bolgatanga bei ihrer abendlichen Sitzung im Altarraum der Kirche. Bis vor zwei Jahren war ihr Kirchenbezirk selber noch »mission field« (Missionsgebiet). Heute verbreiten die Christen in Nordghana selbst die Botschaft von Jesus Christus unter den Anhängern der traditionellen Religionen. »Wir müssen taktvoll, respektvoll und vorsichtig sein, wenn wir in die Dörfer gehen«, erklärt ein Ältester. Die



Links: In der Zufluchtsstätte in Gambaga finden Frauen Aufnahme, die wegen angeblicher Hexerei aus ihren Dörfern vertrieben wurden.

Rechts: Frauen, die mit ihren Babies zum Gesundheitszentrum kommen, müssen oft mehrstündige Fussmärsche auf sich nehmen. (beide EMS/Steffen Grashoff)

Christen holen zunächst die Genehmigung des Häuptlings ein und knüpfen Kontakte im Ort. Erst dann reisen sie für ein paar Tage ins Dorf, übernachten dort und gehen von Tür zu Tür, um den Menschen von Christus zu erzählen. »Nicht durch uns geschieht eine Bekehrung, sondern durch den Heiligen Geist. Und wir bekehren die Menschen nicht zur presbyterianischen Kirche, sondern zu Christus.«

Frauen ist es eher erlaubt, Christinnen zu werden. Denn die Männer gelten als Erben des Landes ihrer Vorfahren und sind deshalb verpflichtet, den Göttern ihrer Ahnen zu dienen. Aber bei der zweiten oder dritten Frau einer polygamen Ehe drückt man ein Auge zu. Die Christen setzen darauf, dass die Frauen, wenn sie einmal Christinnen sind, später ihre Männer bekehren. Die dadurch entstehenden Gemeinden sind oft so klein, dass sie kein eigenes Gebäude haben und sich im Schatten eines Baumes treffen. Es ist schwierig, Leiter zu finden, die in der Gemeinde bleiben. Denn viele wandern aus wirtschaftlichen Gründen aus dieser armen Gegend in den Süden ab. Die Gemeindeleitung wird auch dadurch erschwert, dass viele Menschen nicht lesen, schreiben oder rechnen können. Dadurch wird schon das Zählen der mageren Kollekte zur Hürde.

Ein sicherer Ort für die Hexen

Auf noch schwierigerem Terrain bewegt sich die Kirche sechzig Kilometer südwestlich von Bolgatanga, in Gambaga. Fröhlich lachend und singend stampfen ältere Frauen gemeinsam den Lehm Boden ihrer Hütten. Kaum zu glauben, dass einige von ihnen der Hexerei angeklagt und deshalb aus ihren Gemeinschaften verstoßen wurden. In diesem Dorf besteht schon seit hundert Jahren eine Zufluchtsstätte für solche Frauen. Dem örtlichen Häuptling wird die Fähigkeit zugesprochen, die »Hexerei« durch aufwändige Rituale neutralisieren zu können. Der plötzliche Tod eines Kindes durch Krankheit wird schnell der bösen Kraft einer älteren Frau zugeschrieben. Jedes Jahr im März, wenn viele Fälle von Hirnhautentzündung auftreten, werden so genannte Hexen identifiziert – oft reicht schon der Traum eines Dorfbewohners, um sie zu verstoßen.

Wehe, wenn eifernde Missionare kommen

»Unsere Kirche hat es sich zur Aufgabe gemacht, den betroffenen Frauen durch Seelsorge beizustehen, sie gesundheitlich zu versorgen, die Schulbildung ihrer Kinder zu fördern und sich dafür einzusetzen, dass sie wieder in ihre Heimatdörfer zurückkehren dürfen«, erläutert der

Projektmanager der Kirche, Simon Ngota. Bisher seien über zweihundert Frauen zurückgekehrt. Manche leben aber auch schon seit dreißig Jahren unter dem Schutz des Häuptlings.

Besonders stolz ist Simon Ngota darauf, dass die der Hexerei Beschuldigten nicht vom Rest des Dorfes isoliert sind, sondern mit den Frauen von Gambaga zusammenleben und -arbeiten. Die Kirche hat angeregt, dass die Frauen ihren Lebensunterhalt durch den Verkauf von Brennholz oder selbst gemachter Seife bestreiten. Heikel ist die Mission der Kirche hier auch deshalb, weil der Häuptling, der »gambarana«, ein gewisses Interesse daran hat, dass die Frauen für ihn arbeiten.

Und wie geht die Kirche mit dem Glauben an Hexerei um? Die Theologin Mercy Amba Oduyoye leitet das »Institut für Frauen und Religion«. Sie warnt vor Naivität und einer herablassenden aufklärerischen Einstellung. »Bei einem Seminar haben wir die dreihundert Teilnehmenden gefragt, wer an Hexerei glaubt. Nur zwei Ausländer, die dabei waren, haben die Frage verneint. Wie können wir da weiterkommen?« Sie ist selber ratlos. Leichter lasse sich beispielsweise ein Wandel bei der Beschneidung von Mädchen erreichen, wenn den Frauen bewusst werde, dass sie selbst die Leidtragenden dieses Brauches sind. Trotz aller Probleme greift Mercy Amba Oduyoye mit ihrem Team alle heißen Eisen im Umfeld von Frauen und Religion auf. Muslimische, christliche und traditionalistische Frauen arbeiten Hand in Hand bei der Vorbereitung der Seminare. »Das geschieht völlig problemlos, denn die kulturellen Praktiken betreffen gleichermaßen alle Frauen«, erläutert Oduyoye.

Damit spricht sie eine weitere Wirklichkeit im Norden Ghanas an: Der Islam ist hier weit verbreitet. Dabei hat sich das Zusammenleben über lange Zeit eingespielt: Religiöse Feste werden von Christen und Muslimen gemeinsam gefeiert, in manchen Familien sind beide Religionen vertreten. In den ethnischen Konflikten des Nordens konnten christlich-muslimische Friedensinitiativen sogar manche Spannungen abbauen.

Probleme gibt es erst, seitdem muslimische Missionare aus dem Mittleren Osten in der Region predigen. Verschärfend kommt hinzu, dass aggressiv auftretende christliche Missionare aus dem Ausland vorhandene Konflikte anheizen. Die Kirche ist auch hier gefragt, Geschick und Feingefühl im Umgang mit anderen Kulturen und Religionen unter Beweis zu stellen.

Birte Petersen ist Redakteurin im Evangelischen Missionswerk in Südwestdeutschland (EMS), Stuttgart



Dr. Mike Upio beim Rundgang durch die Ruinen. (Difäm)

Krankenversorgung zwischen Ruinen

Ärztliche Mission heute

»Das Christentum muss sich durch die Tat bewähren«, sagte schon vor 100 Jahren Paul Lechler, Gründer des Deutschen Instituts für Ärztliche Mission. Ohne das Engagement der Kirchen wäre die Gesundheitsversorgung in vielen Ländern der Dritten Welt bereits zusammengebrochen.

Die Brandspuren sind noch zu sehen – an den Ruinen, die vom ehemaligen Missionskrankenhaus in Nyankunde übrig sind. Ein wenig Gras dazwischen. Und mitten drin kleine Gesundheitsstationen, die wieder Patienten versorgen. Sie ist Zeichen für einen Neuanfang und die Hoffnung, die die Menschen in ihr Land, den Kongo, setzen. Hoffnung, die den jungen Arzt Dr. Mike Upio in seine Heimat zurückkehren ließ. Als medizinischer Leiter baut er das Krankenhaus wieder auf, das 2002 von Rebellen zerstört wurde.

Ein junges Team von drei motivierten Ärzten arbeitet in dem nun über achtzig Betten verfügenden Krankenhaus. Upio konnte im vergangenen Jahr eine Weiterbildung zu HIV/Aids in Uganda absolvieren. Gefördert wird die Arbeit durch das Deutsche Institut für Ärztliche Mission (Difäm), das auch die Fortbildung des Personals in der HIV/Aids-Behandlung, in Diagnostik und Therapie von Malaria unterstützt.

So wie im Kongo tragen in vielen anderen afrikanischen Ländern kirchliche Einrichtungen und Hilfswerke den Löwenanteil der Gesundheitsversorgung. Das Difäm unterstützt diese dabei, die Gesundheitsarbeit, weiter zu stärken oder wieder aufzubauen und verschiedene Programme zu initiieren. Dazu gehört, die Partner zu begleiten und zu beraten und Weiterbildungen der Mitarbeitenden zu fördern. Auch finanzielle Unterstützung wird geleistet. Wichtig sind auch die Bekämpfung von HIV/Aids und Malaria sowie die Vernetzung von Partnern – sowohl lokal, als auch der Werke innerhalb Deutschlands.

Rund fünfzehn Millionen Menschen sterben jährlich an Infektionen wie Durchfällen, Masern, Diphtherie und Lungenentzündungen, aber auch an Aids, Tuberkulose und Malaria. Vieles davon sind Krankheiten, denen von vornherein durch Impfungen vorgebeugt werden könnte bzw. mit Medikamenten heilbar wären. Aber in vielen Ländern der Welt haben die Menschen keinen Zugang zu einem funktionierenden Gesundheitswesen und zu Medikamenten. Das heißt konkret: Ein Drittel der Weltbevölkerung hat keinen Zugang zu unentbehrlichen Medikamenten, in einigen Gebieten Afrikas und Asiens sind es über die Hälfte.

Oft sind die Entfernungen zur nächsten Krankenstation zu weit. Außerdem fehlen in den Krankenhäusern häufig medizinisches Material und Basismedikamente, die eine richtige Behandlung ermöglichen würden. Aber selbst wenn im Krankenhaus alles vorhanden wäre, bedeutet es noch lange nicht, dass die Patienten in der Lage sind, die Behandlung und Medikamente zu bezahlen. So bleibt ihnen oft der Zugang verwehrt. Daher hilft das Difäm Gesundheitseinrichtungen, Engpässe bei Medikamenten zu überbrücken und notwendige Ausstattung zu beschaffen sowie leistet finanzielle Hilfe, um die Nutzergebühren für die Armen zu reduzieren.

Zugang zur Aidstherapie und -betreuung schafft das kirchliche Aidsprogramm Masangane der Herrnhuter Brüdergemeine in der Ostkap-Provinz in Südafrika. Masangane bedeutet in der Xhosa-Sprache »sich umarmen« und das trifft den Kern dieses Projekts: Umarmung durch Zugang zu Behandlung. Das Projekt kümmert sich gerade um diejenigen, die von ihrer Umgebung gemieden, diskriminiert, verstoßen werden.

Zwar erhalten in den staatlichen Krankenhäusern Südafrikas Aidspatienten mittlerweile die Aidsmedikamente kostenlos. Allerdings kommen sie erst einmal auf eine Warteliste der vom Staat geförderten Aidstherapie. In der Regel dauert es dann noch drei Monate, bis man mit der Behandlung beginnen kann. Aber manche Menschen sind so krank, dass sie sterben müssten, bevor sie die Therapie bekommen haben. Hier springt Masangane ein und hilft solchen Patienten. Wenn die Kranken stabil sind, kommen sie ins Regierungsprogramm, werden aber weiterhin durch Masangane betreut.

In den Selbsthilfegruppen von Masangane kommen viele der Aidspatienten zusammen. Die Treffen beginnen und enden mit einem Gebet. Dann lesen sie gemeinsam die Herrnhuter Losungen. Beim Gespräch miteinander können die Frauen und Männer offen über alles sprechen, was mit ihrer Krankheit zusammenhängt. Dies ist ein wesentlicher Beitrag zur Bekämpfung von Stigma und Diskriminierung. Patienten betonen immer wieder, wie wichtig es ist, dass Masangane an die Kirche angebunden ist und dass das Gespräch über Bibeltexte und den Glauben in die Gruppe integriert wird.

Weil Heilung umfassend verstanden wird – in ihrer körperlichen, sozialen und spirituellen Dimension – können die Gruppen auch den schwersten Gang gemeinsam gehen: zu den Beerdigungen von Mitgliedern, die an Aids gestorben sind.

Maike Joa ist Pressereferentin des Difäm, Tübingen

Einfach eine Bereicherung

Pfarrer aus Übersee in bayerischen Gemeinden

Jens Porep ist als Referent für Partnerschaft und Gemeinde verantwortlich für Pfarrer aus Partnerkirchen, die für einige Jahre in Bayern mitarbeiten. Im Interview erklärt er, was dieser Dienst den Gemeinden nützt.

In Bayern sind vier Pfarrer aus Übersee tätig, so genannte ökumenische Mitarbeiter. Was tun sie hier bei uns?

Ökumenische Mitarbeitende sind in der Regel Pfarrerinnen oder Pfarrer aus den Partnerkirchen, die in bayerischen Gemeinden mit leben und dort ihre Kultur, ihren Glauben, ihre Theologie einbringen und in der Partnerschaftsarbeit tätig sind.

Derzeit sind das vier Männer. Warum ist keine Frau dabei?

Das liegt daran, wen diese Kirchen schicken. Aus Brasilien hat in der Vergangenheit Pfarrerin Rosangela Stange mitgearbeitet. Wir fragen auch immer wieder nach Frauen. In Papua-Neuguinea gibt es aber keine Pfarrerinnen - noch nicht. In Tansania sehr wohl, aber auch dort nur sehr wenige. Trotzdem, wir würden gern auch Frauen, etwa aus Asien, bei uns begrüßen.

Ist diese Mission von Süd nach Nord ein Konzept für die Zukunft?

Ich würde sagen, das Entscheidende ist der gegenseitige Austausch. Wir teilen miteinander Ressourcen und arbeiten vernetzt in der Einen Welt. Dazu gehört selbstverständlich auch, dass aus den Partnerkirchen Kollegen und Kolleginnen bei uns mitarbeiten.



Noch immer sind deutlich mehr Mitarbeiter aus dem Norden im Süden als umgekehrt. Wann wird eine Balance erreicht sein?

Das Verhältnis ist noch nicht ausgewogen. Das liegt aber auch an den Finanzen und Möglichkeiten. Auch in den Partnerkirchen sind ja nicht mehr Mitarbeiter aus dem Norden als eigene Pfarrer. Von daher ist es ganz normal, dass wir nur einige dieser Mitarbeiter haben. Im Moment stehen uns innerhalb des Centrums dafür fünf Stellen zur Verfügung.

Worin liegt der besondere Reiz für bayerische Gemeinden, einen Überseepfarrer bei sich zu haben?

Das liegt an der unterschiedlichen Spiritualität, die diese Mitarbeitenden mitbringen. Den unterschiedlichen Zugang zum Beruf des Pfarrers, zur Gemeinde, zum Glauben. Das ist einfach eine Bereicherung. Es ist etwas vollkommen anderes, wenn ein Kollege, eine Kollegin aus Tansania da ist. Und es ist immer auch ein Spiegel, weil jemand, der von außen kommt, wieder nachfragen wird: »Warum ist das bei euch so? Bei uns ist das so.« Und in diesem Austausch kann sehr viel geschehen. Weil die Gemeinde sagt: »Holla, warum ist das bei uns so, wie es nun mal ist?« Und trotzdem wird durch diese Fremdheit auch eine ganz große Nähe erreicht. Das habe ich gerade in Hohenstadt beim Kollegen Yawomar gesehen. Ich habe wirklich gestaunt, wie nahe er an den Menschen in seiner Gemeinde war und wie herzlich das Verhältnis war. Gerade weil er anders war, und weil er Dinge anders gesehen hat. Wie wichtig ihm Menschen waren, wichtiger als vielleicht Termine und Strukturen.

Interview: Annekathrin Jentsch, Mission EineWelt

Das Fass ohne Boden

Eine fast wahre Geschichte

Spontane, private Hilfe kann ungeahnte Folgen haben. Ehe man sich's versieht, ist man zur Hilfsorganisation geworden. Wer wirklich solidarisch helfen will, braucht einen kühlen Kopf und das Wissen der »Profis«.

Sie sind Rentner und machen eine Urlaubsreise nach Malawi. Der Malawi-See ist idyllisch, die Menschen sind freundlich. Sie freunden sich mit einem »Zimmermädchen«, sie ist Mitte Vierzig, an. Mit ihr machen Sie einen Ausflug in ihr Dorf. 200 Kilometer über immer schlechtere Wege Richtung Norden. Nach strapaziösen Stunden kommen Sie bei einer Ansammlung idyllischer armseliger Hütten an. Eine Schar Kinder fällt Ihrer Bekannten krakeelend um den Hals. Bei »sieben« hören Sie auf zu zählen. »Sind das alles deine Kinder?«, fragen Sie und erfahren, dass einige der Rotznasen Kinder der Schwester Ihrer Bekannten sind. Diese ist letztes Jahr an Aids gestorben. Die Mutter und Tante bringt nun die Kinder zweier Familien mit dem Aufräumen von Touristenzimmern durch.

»Gehen die Kinder zur Schule?«, fragen Sie und erfahren: »Es gibt nicht mal genug zu essen. Wo sollte da Geld für die Schule herkommen?« – Sie haben noch dutzende von Fragen. Am Ende haben Sie einen Plan: Als rüstiger Rentner haben Sie Kraft, Zeit und Ideen. Sie machen ein paar Fotos und verabschieden sich am letzten Urlaubstag von der malawischen Bekannten mit den Worten: »Nächstes Jahr komme ich wieder.« Dieses Versprechen halten Sie. Im nächsten Jahr bringen Sie Geld mit. Sie haben in der Volkshochschule Ihres Heimatortes einen Diavortrag über Ihre Erlebnisse in Malawi gehalten. Ein Wort ergab das andere, und nun haben Ihre deutschen Freunde beschlossen, für das Dorf eine Schule zu spenden.

Und das alles, weil Schwester Emma ihrem Bruder vor 130 Jahren beim Missionieren helfen wollte.

Doch nun ist Schluss mit der Helferidylle: Verhandlungen mit Behörden, denn so einfach baut man keine Schule – auch nicht im afrikanischen Busch. Häuptling, Bezirksverwaltung, Schulbehörde, Zoll und Polizei wollen mitreden – und etwas von dem Geldsegen abhaben. Wie stellt man sicher, dass das Baumaterial kommt? Wie garantiert man, dass das Geld für die Schule nicht im Dorf verteilt wird, um Essen zu kaufen? Müssen Sie nicht gleichzeitig einen Kindergarten mit dem Angebot von mindestens einer Mahlzeit täglich bauen, damit das Geld nicht in »dunkle Kanäle« fließt? Wer wird der »Arbeitgeber« der Kindergärtnerin und der Lehrerin? Wie sollen die laufenden Kosten gedeckt werden für Unterrichtsmaterial, für das Gehalt des Personals, für die Nahrungsmittelhilfe? Sie müssen Werbung machen. Presseberichte und Fotos müssen her, damit die »Folgekosten« durch regelmäßige Spenden gedeckt sind. Am besten machen Sie gleich eine Werbebroschüre, die Sie in ihrer Heimatstadt auslegen, damit Sie mehr Spender bekommen. Doch Sie können nicht an zwei Orten gleichzeitig sein. Entweder, Sie führen in Malawi den Kampf mit Behörden und Bauarbeitern oder Sie gehen auf Spenden-Werbetour. Sie brauchen einen Manager für einen dieser Bereiche.

So entsteht aus einer gut gemeinten kleinen Solidaritätsaktion eine »Hilfsorganisation«, mit »PR-Abteilung«, die sich um »Exposure-Reisen« für »Multiplikatoren« kümmert, einer Rechtsabteilung, die sich durch Steuerrecht und Zollbestimmungen wühlt, einer »Logistik-Abteilung«, die Baumaterial, Aidsmedikamente und Computer für die »Außenstelle« der Hilfsorganisation in Lilongwe, der Hauptstadt Malawis, besorgt, denn schon lange können Sie nur mit einem »Vor-Ort-Büro« den Berg von Verwaltungsaufgaben einigermaßen beherrschen.

Diese Infrastruktur müssen Sie aus Spenden finanzieren. Aber wenn Sie mehr als 20 Prozent Ihrer Spenden für Werbung und Verwaltung ausgeben, dann ist Ihre Gemeinnützigkeit gefährdet. Dann entsteht der Eindruck, dass die ganze Hilfsorganisation nur dazu dient, einigen privilegierten Menschen einen guten Job zu besorgen. Also müssen Sie weitere Hilfsprojekte in Angriff nehmen, damit Verwaltungsaufwand und Hilfe ein vernünftiges Verhältnis haben. Ihre Hilfsorganisation muss wachsen.

Sie denken, dies sei eine erfundene Geschichte? Dann kommen Sie mit in das Jahr 1875 in das Dorf Ramotswa im südlichen Afrika. Beim Schein einer Petroleumlampe sitzt Missionar Pfitzinger und schreibt einen Brief an



»Kann meine alte Nähmaschine in Afrika Gutes tun?«
Auf dieses liebevoll gemeinte Angebot müsste der Vertreter einer Hilfsorganisation antworten: »Ja, wenn Sie noch 150 Euro für Fracht und Zollformalitäten dazulegen.«
(ELM/Heiner Heine)



seine Schwester Emma. Er erzählt von den Kindern, die bei seiner kleinen Pfarrhütte auftauchen, von ihren Krankheiten, wie Durchfall und Augenentzündungen. Emma Pfitzinger ist eine resolute Krankenschwester. Ein paar Monate später taucht sie bei ihrem Bruder auf. Eine zweite Hütte wird neben das Pfarrhaus gestellt. Die erste Gesundheitsstation im Gebiet der Batswana entsteht.

2008: Das »Bamalete Lutheran Hospital« in Ramotswa, Botswana hat 127 Betten, ca. 90.000 Patienten jährlich in der Ambulanz, 10 Ärzte, 100 Schwestern, eine grosse Aids-Arbeit, führt jährlich über 2.500 Operationen durch, bildet Krankenpfleger und Schwestern aus, hat die einzige HNO- und Hydrozephalus-Fachab-

teilung im Land und eine eigene Werkstatt für Gliedprothesen. 75 Prozent des Krankenhauses finanziert der Staat Botswana, den Rest die lutherischen Kirchen des Landes und ein deutsches Missionswerk, das neben zwei Fachärzten auch den Verwaltungschef stellt. Und das alles, weil Schwester Emma ihrem Bruder vor 130 Jahren beim Missionieren helfen wollte.

Klaus Hampe ist Öffentlichkeitsreferent des Evangelisch-lutherischen Missionswerks in Niedersachsen (ELM), Hermannsburg

Was Kirchen bewegt

Antworten aus dreizehn Ländern

Brasilien

In Brasilien stehen wir vor der Herausforderung der Globalisierung. Sie hat viele Fortschritte gebracht, aber auch eine größere Ungerechtigkeit. Zum Beispiel haben 52 Prozent der Menschen noch immer keinen Abwasseranschluss, und die Arbeitslosigkeit unter jungen Menschen ist sehr hoch. Daneben macht uns als Lutheraner vor allem die Größe unseres Landes zu schaffen. Es gibt lutherische Familien, die 500 Kilometer voneinander entfernt wohnen. Solche Umstände erfordern eine stärkere Investition in neue Kommunikationsmittel wie das Internet. Mit gut 700.000 Mitgliedern stellen wir weniger als ein halbes Prozent der knapp 200 Millionen Bevölkerung. Wegen der zunehmenden religiösen Pluralität sowie Säkularisierung – jeder Achte ist schon religionslos – müssen wir uns verstärkt auf unsere Identität besinnen und gleichzeitig für andere Gruppen öffnen, um von einer deutschen zu einer echt brasilianischen Kirche zu werden.

Dr. Walter Altmann, Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche Lutherischen Bekenntnisses, Brasilien

Tansania

Die Armut in unserem Land nimmt leider zu. Wir als Kirche versuchen dem zu begegnen, indem wir Kleinkredite an Kooperativen vergeben. Wir schulen die Menschen, damit sie ihr Geld gut einsetzen, zum Beispiel mit einem kleinen Geschäft, Nähmaschinen oder dem Kauf von Milchkühen. Natürlich ist Aids unser großes Problem. Die Leute sterben, viele schämen sich, zu Tests zu gehen, weil man als Infizierter landläufig immer noch als Sünder gilt. Wie können wir als Kirche für die zahlreichen Waisenkinder sorgen? Unsere Mitglieder leben meist in ländlichen Gebieten und können nicht viel spenden. Deshalb müssen wir ihnen helfen, ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Mit den muslimischen Vertretern haben wir ein Gesprächsforum, um gemeinsam anstehende Fragen zu besprechen. Außerdem haben wir eine Menge Flüchtlinge aus den umliegenden Ländern zu verkraften.

Alex Malasusa, Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche, Tansania

Malaysia

In Malaysia beunruhigt uns die zunehmende Islamisierung der Gesellschaft. Und das, obwohl nur etwas mehr als die Hälfte der 26 Millionen Einwohner sich zum Islam bekennen. Religionsfreiheit für alle anderen, für

uns Christen, für Buddhisten oder Hindus, gibt es nicht. So sind wir als Christen sehr eingeschränkt bei neuen Kirchen. Man erhält die Baugenehmigung nicht, obwohl man das Grundstück und das nötige Geld vorweisen kann. Wir konzentrieren uns sehr stark auf unsere Missionsarbeit unter den einheimischen Orang Asli und in Dörfern mit chinesischer Bevölkerung. Überhaupt liegen unsere Gemeinden mehr im ländlichen Bereich. In der Hauptstadt Kuala Lumpur leben nur fünf Prozent Christen, also auch Katholiken, ansonsten sind es landesweit neun Prozent. In Myanmar helfen wir der vor zehn Jahren gegründeten kleinen lutherischen Kirche mit theologischen Basisprogrammen. Ansonsten sind wir noch in China, Vietnam und Kirgisistan aktiv.

Philip Lok, Bischof der Lutherischen Kirche, Malaysia

El Salvador

Unser größtes Problem ist die Zukunft unserer Kirche hin zu mehr Selbständigkeit. Aber das ist schwierig in einem Land, das sich in einem steten Ausnahmezustand befindet. Gewalt und Korruption herrschen vor, 500 bis 700 Menschen verlassen jeden Tag das Land. Sechs Millionen leben bei uns, drei Millionen Salvadorianer im Ausland. Daneben kümmern wir uns um soziale Probleme und mischen uns politisch zusammen mit Bürgerinitiativen, anderen Kirchen und zivilgesellschaftlichen Gruppen ein. Zum Beispiel gegen die Privatisierung des Trinkwassers. Gegenwärtig läuft zwischen verschiedenen ausländischen Wasserkonzernen fast ein Wettlauf um den Zugang zur Wasserversorgung. Aber es geht auch um die Verschmutzung des Wassers durch Mülldeponien. Also, die Wasserproblematik ist eine ganz dringende Angelegenheit, die uns als Kirche sehr beschäftigt.

Dr. Medardo Gómez, Bischof der Lutherischen Kirche, El Salvador

Papua-Neuguinea

Gemeinsam müssen wir weiter Mission betreiben. Unsere Kirche zählt zwar rund 900.000 Mitglieder, aber junge Menschen fühlen sich sehr stark von den charismatischen Gruppierungen angezogen. Deshalb bedarf es hier von unserer Seite besonderer Seelsorge. Warum sagen denn unsere Jungen, die Kirche sei tot? Auf ihre geistliche Suche müssen wir antworten. Weiterhin müssen wir unsere Mitglieder dazu bringen, die Kirche stärker finanziell zu unterstützen. In der Ausbildung setzen wir sehr auf unsere kirchlichen Zentren. Trotzdem

wünsche ich mir auch in Zukunft einen Pfarreraustausch mit der bayerischen Landeskirche. Ein neues Feld tut sich für uns mit dem riesigen Zustrom der Asiaten auf. Da könnte sich eine Zusammenarbeit mit den asiatischen Kirchen entwickeln, etwa in der Seelsorge für die vielen Chinesen, die es mittlerweile bei uns gibt. Sorgen macht uns als Kirche die fortschreitende Abholzung der Wälder meist durch asiatische Firmen und die Umweltverschmutzung durch den Bergbau.

Dr. Wesley Kigasung, Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche, Papua-Neuguinea (verstorben 2008)

Liberia

Wir sind durch 14 Jahre Bürgerkrieg gegangen. Unsere Mitglieder, 1997 waren es 71.000, und einige unserer Pfarrer wurden ermordet. Jetzt haben wir eine sehr hohe Aidsrate im Land, die natürlich dem Krieg und seinen Folgen geschuldet ist. Frauen wurden von den Rebellen vergewaltigt, ja selbst von UN-Soldaten. Die HIV-Infizierten müssen auch als Gottes Kinder angesehen werden; da sind unsere Pfarrer gefragt. Wir versuchen, unsere Arbeit wieder wie vor dem Krieg aufzunehmen. Das ist schwierig, weil Kirchen, Krankenhäuser und Schulen zerstört worden sind. Vordringlichste Aufgabe ist es, an der Versöhnung mitzuwirken. Deshalb werden junge Leute geschult, wie sie ihre Hände und ihr Wissen friedlich einsetzen können. Optimistisch bin ich im Hinblick auf unsere neue Präsidentin, Ellen Johnson-Sirleaf. Mit ihr ist eine neue Zeit angebrochen. Und es ist gut, dass die bayerische Landeskirche uns nicht nur Geld, sondern auch Mitarbeiter geschickt hat.

Dr. Sumoward Harris, Bischof der Lutherischen Kirche, Liberia

Korea

Unser Verhältnis zu Nordkorea wird von staatlicher Seite her langsam besser. Natürlich kümmern auch wir uns um unsere Geschwister dort. Als im Sommer die großen Überschwemmungen waren, schickten wir über Hilfsorganisationen Zement und Farbe für den Wiederaufbau, auch Nahrungsmittel. In unserer Kirche beschäftigt uns momentan die Frage der lutherischen Identität. Manchmal werden wir wie Ketzer angesehen, deshalb machen wir viel Öffentlichkeitsarbeit. Zum Beispiel haben wir ein Video produziert, unterhalten christliche Radio- und Fernsehsender. Wir sind ja genauso koreanische Bürger und wollen an der Gesellschaft mitwirken. Im Jahr 2058 feiern wir als Lutheraner 100. Geburtstag.

Bis dahin wollen wir 500 Gemeinden gegründet haben. Außerdem gibt es immer mehr Chinesen in Korea, ungefähr zwei Millionen jetzt. Für sie brauchen wir neue Ansätze, um sie zu erreichen. Im Ausland arbeiten wir natürlich mit Kirchen in Nordkorea, in der Mandschurei im Nordosten Chinas und in Russland.

Dr. Huyn-Sub Um, Präsident der Lutherischen Kirche, Korea

Honduras

Die Menschen kehren unserem Land den Rücken, weil es keine gesellschaftliche Ordnung gibt. Sie versuchen, in die USA, nach Mexiko oder sogar Spanien zu kommen. Es herrscht Gewalt, die Umwelt ist verschmutzt – es ist eine arme, verwüstete Welt. Als kleine lutherische Kirche versuchen wir, solidarisch zu sein mit den Menschen. Wir machen Aids-Aufklärung, bieten Kurse zu grundlegenden medizinischen und hygienischen Fragen an, vergeben Stipendien. Besonders für Kinder sehen wir uns in der Pflicht: Wir klären über ihre Rechte in den Schulen auf: nicht geschlagen zu werden etwa oder eine gute Ernährung zu erhalten. Und wir bilden Kindergottesdiensthelferinnen aus. Unsere Kirche zählt etwa 2.000 Mitglieder in einer überwiegend katholisch dominierten Umwelt. Für manche sind wir eine Sekte. Deshalb ist es wichtig, dass wir unseren Landsleuten erklären, wer wir Lutheraner sind. Zum Beispiel, dass wir nicht an Luther glauben. Erst dann akzeptieren sie uns.

Armando Schmechel, Kirchenpräsident der Lutherischen Kirche, Honduras

Hongkong

Es ist Ausdruck der Globalisierung, dass einige Menschen sehr reich, andere sehr arm werden. Wer gut ausgebildet ist, gehört zu den Gewinnern. Die anderen stehen auf der Verliererseite und sind auf Sozialhilfe angewiesen, egal ob sie in Deutschland oder Hongkong leben. Ich nenne das den Kolonialismus der internationalen Firmen. Auch in Hongkong gibt es diese große Ungleichheit. Unsere lutherische Kirche ist eine Kirche der unteren Schichten. Wir haben begonnen, ein Kirchengebäude in der Nähe des Flughafens zu bauen, weil dort die Hälfte der Familien von Sozialhilfe lebt. Es sind oft Frauen und Kinder aus China, aber auch Einwanderer aus Nepal, Pakistan oder den Philippinen. Ihnen versuchen wir zu helfen, so gut es geht. So organisieren wir Kinderbetreuung, damit die Eltern sich Arbeit suchen können. Oder wir bringen Frauen zusammen,

damit sie sich kennen lernen und helfen können. Das ist eine neue Form der Arbeit für uns. Freilich bleiben die anderen Aufgaben, wie Jugendarbeit, Auslandsmission in Thailand, Fidschi und neuerdings auch Kambodscha.

Dr. Nicholas Tai, Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche, Hongkong

Kenia

Für uns ist Armut die größte Herausforderung. Die Kirche hat hier die Aufgabe, den Familien, den Frauen und Waisen beizustehen, um ihre Not zu lindern, zum Beispiel mit Kleinkrediten. Eigentlich gibt es keinen Grund, dass wir arm sind. Aber wir haben eine schlechte Führung und Korruption im Land. Dafür kann nicht der Präsident als Person verantwortlich gemacht werden. Es ist vielmehr das gesamte System, das krankt. Da werden Projekte nicht durchgeführt; obwohl das Geld da wäre. Das Krankenhaus wird beispielsweise nie gebaut, die Straße nie fertig gestellt. Trotzdem muss man sagen, dass Präsident Kibaki seine Sache gut macht. Die Wirtschaft läuft besser, wenn auch nur eine Minderheit davon profitiert. Und ich meine, dass wir auf einem guten Weg sind.

Zachariah Kahuthu, Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche, Kenia

Mosambik

Unser schlimmstes Problem ist Aids. Es ist sogar so schlimm, dass sich durch die Aids-Seuche die positive Entwicklung der letzten zehn Jahre wieder umkehren könnte. Jedes fünfte Waisenkind ist mittlerweile Aidswaise. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung lebt unter der Armutsgrenze. Ausländische Hilfen machen im jährlichen Staatshaushalt mehr als 60 Prozent aus. Mit dem Klimawandel haben wir zudem öfter Trockenzeiten, Wirbelstürme und Überschwemmungen. Unsere 7.500 Mitglieder werden von drei Pfarrern betreut. Das ist natürlich zu wenig. Wir brauchen dringend Pastoren. Neben der Evangelisation ist die diakonische Arbeit ein weiterer Schwerpunkt. Den Waisen mangelt es an sozialer Betreuung. Unsere Kirche ist noch jung. Sie wurde erst 1989 gegründet und ist heute in acht von zehn Provinzen Mosambiks vertreten.

Armando Manhisse, Mitglied der Kirchenleitung der Evangelisch-Lutherischen Kirche, Mosambik

Liberia

Wir sind durch 14 Jahre Bürgerkrieg gegangen. Mitglieder unserer Kirche, 1997 waren es 71.000, und Pfarrer wurden ermordet. Jetzt haben wir eine sehr hohe Aidsrate im Land, die natürlich dem Krieg und seinen Folgen geschuldet ist. Frauen wurden von den Rebellen vergewaltigt, ja selbst von UN-Soldaten. Die HIV-Infizierten müssen auch als Gottes Kinder angesehen werden; da sind unsere Pfarrer gefragt. Wir versuchen, unsere Arbeit wieder wie vor dem Krieg aufzunehmen. Aber das ist schwierig, weil Kirchen, Krankenhäuser und Schulen zerstört worden sind. Vordringlichste Aufgabe ist es nun, an der Versöhnung mitzuwirken. Deshalb werden junge Leute geschult, wie sie ihre Hände und ihr Wissen friedlich einsetzen können. Optimistisch bin ich im Hinblick auf unsere neue Präsidentin, Ellen Johnson-Sirleaf. Mit ihr ist eine neue Zeit angebrochen. Und es ist gut, dass die bayerische Landeskirche uns nicht nur Geld, sondern auch Mitarbeiter geschickt hat.

Dr. Sumoward Harris, Bischof der Lutherischen Kirche, Liberia

China

Die protestantische Kirche in China befindet sich in der so genannten post-denominationalen Ära, das heißt, alle protestantischen Richtungen sind in einer Kirche vereint. Neuen Erhebungen zufolge zählt sie mehr als 18 Millionen Christen. Aufgrund des großen Interesses am christlichen Glauben mangelt es uns aber an gut ausgebildeten einheimischen Pfarrern. Zwar gibt es landesweit 18 theologische Seminare und in nahezu allen Provinzen Trainingszentren, aber die Nachfrage ist ungleich höher. Um das Problem zu mildern, bilden wir Laienprediger in Basiskursen aus, weil sie besonders auf dem Land eine wichtige Rolle spielen.

Eine große Herausforderung kommt in der Sozialarbeit auf uns zu. Mehr und mehr Kirchen unterhalten Altersheime, Kindergärten, Waisenhäuser und Kliniken. Aber die Qualifikation der Mitarbeiter muss noch verbessert werden. Auf unserer Agenda steht ferner eine tiefgehende theologische Reflexion mit dem Ziel, den christlichen Glauben in der chinesischen Kultur und Gesellschaft zu verankern, um als Christen aktiv an der Gestaltung der harmonischen Gesellschaft mitzuarbeiten.

Ou Enlin, stellvertretender Abteilungsleiter für internationale Beziehungen im Chinesischen Christenrat

Anderen Menschen begegnen – achtsam und verbindlich



Weil unsere Welt Versöhnung braucht, wollen wir religiöse, kulturelle und politische Grenzen überwinden. Begegnungen zwischen Menschen, die verschieden sind, weiten Horizonte. Sie können aber auch mit Konflikten einhergehen. Wenn eigene Standpunkte in gegenseitiger Achtung vorgetragen werden, entsteht wirklicher Dialog. So werden Menschen, Gemeinschaften und die Welt verwandelt.

Noten überbrücken Kontinente

Joyful Noise oder: Musik verbindet Menschen weltweit

»Joyful Noise« hieß ein Musikprojekt, bei dem Musiker aus dreizehn Ländern mehrere Wochen in Bayern zusammen arbeiteten. Ein Rückblick auf die Projektwochen und die Erfahrungen, die die Mitwirkenden mitbrachten und mitnahmen.

Auf die Frage, wie sie zur Musik gekommen sei, antwortete Cynthia Ling Fung, sie habe schon als Kind im chinesischen Kinderchor gesungen. »Das war damals, zur Zeit der britischen Verwaltung, untypisch«, erzählte die 35jährige Musiklehrerin aus Hongkong. Sie hat chinesische Lieder und Instrumente gelernt. »Vielleicht spiele ich deshalb so gern auf dem Sanxian«, einem traditionelles Zupfinstrument.

Cynthia Ling Fung hat sich mit 17 anderen Musikern aus 13 Ländern zu einem Projekt besonderer Art in Neuendettelsau zusammengefunden. Insgesamt sieben Wochen war die bunt gemischte Gruppe aus Asiaten, Afrikanern, Lateinamerikanern und Deutschen bei einander, um zunächst intensiv zu proben und dann quer durch Bayern mit ihrem Programm aufzutreten. In München, Neuendettelsau, Leutershausen, Schweinfurt und Augsburg war das Ensemble mit seinem bunten Programm zu sehen und zu hören.

In Anlehnung an den Anfang des 100. Psalms hat sich die Gruppe den Namen »Joyful Noise« gegeben, was soviel wie »Freudenlärm« bedeutet. Die 18 Musikerinnen und Musiker waren auf Einladung des neu entstandenen Centrums Mission EineWelt im Jahr 2007 nach Bayern gekommen.

Musik ist universal

Es ist keine neue Idee, Menschen verschiedener Kulturbereiche zusammenzubringen, die miteinander Musik machen. Das gilt für alle Musikrichtungen – von den »Les Humphries Singers« in den 1970er Jahren bis zu internationalen Jugendorchestern heute. Im Gegensatz zu anderen Projekten dieser Art hat »Joyful Noise« die multikulturelle Basis auch dazu genutzt, verschiedene Musikrichtungen gemeinsam zu präsentieren. Die 18-köpfige Gruppe übte nicht nur europäische Kirchenmusik. Vielmehr sangen Afrikaner spanisch, Asiatinnen italienisch, Lateinamerikaner englisch. Immer wieder erklangen Trommeln und Schlagzeug, mischten sich südamerikanische mit afrikanischen Rhythmen. Auch traditionelle Melodien und Gedichte aus den verschiedenen Ländern flossen in das bunte Programm ein.



So rezitierten Asiatinnen einen Psalm auf koreanisch und chinesisch, begleitet mit dem chinesischen Zupfinstrument Sanxian. Die zierliche Koreanerin Garam Lee führte einen traditionellen Tanz auf, ebenso wie ihre afrikanischen Kollegen. Lateinamerikanische Klänge mit Andenflöte und Charango, einer Art Laute, brachten vier Männer aus Brasilien, Nicaragua und El Salvador mit. Und der chinesische Gesangslehrer Zhu Guijin steuerte eine italienische Arie bei.

Musik ist universal und verbindet Menschen und Völker – auch über die gemeinsamen Wochen in einem Musikprojekt hinaus. Ein Aspekt des Sommerprojekts war auch, die Verbindungen zwischen den Kontinenten, den Kirchen in den verschiedenen Ländern zu stärken.

Zurück zu Cynthia Ling Fung. Sie hat Musik studiert und arbeitet heute als Musiklehrerin. »Privat mag ich Pop, Jazz und chinesische Opern«, erzählt sie. In ihrer Kirche ist sie Organistin, jedoch am Klavier. »Orgeln gibt es in unseren Kirchen kaum, sie sind zu groß und auch zu kostspielig.« Und sie leitet in ihrer Gemeinde den Kirchenchor. So wunderte es kaum, dass sie bei einer Probe der internationalen Musikgruppe »Joyful Noise« um neun Uhr früh am Pult stand und mit den verschiedenen Stimmen den englischen Choral »Now thank we all our God« (Nun danket alle Gott) einübte. »Ihr müsst die Mundwinkel nach oben ziehen, damit der Ton nicht abrutscht«, ermahnte sie die Sopranstimmen, drei Frauen aus Malaysia, Singapur und Kenia. »Passt auf beim Cis!« Ihr entging nicht die kleinste Unsauberkeit. Dann mussten die Altstimmen, Tenöre und vier Bässe ran. Mal einzeln, mal gemeinsam. Die 34-jährige Musiklehrerin aus Hongkong unterrichtet an einem christlichen Gymnasium und hat sich für das internationale Projekt in Bayern begeistern lassen.

Eine gute Erfahrung

Ebenso wie der 26-jährige Tobias Birke, der an der Hochschule in Nürnberg Jazzschlagzeug studiert und in verschiedenen Bands spielt. »Durch das gemeinsame

Arbeiten erkennt man sehr deutlich die Unterschiede zwischen den Kulturen«, hat er erfahren und lobte das lockere Spiel der Afrikaner und Lateinamerikaner. Der Schlagzeuger erzählte, dass er auch mit Posaunenhörner Erfahrungen gesammelt hat. »Generell ist die Art zu arbeiten in dem Projekt anders, als ich es gewöhnt bin. Sicher, die Leute sind sehr unterschiedlich.« Der Musikstudent fand das spontane Musizieren in den Pausen toll. »Auf jeden Fall würde ich jedem deutschen Musikstudenten empfehlen, bei einem solchen Workshop mitzumachen, wenn er wieder angeboten wird.« Das sei eine gute Erfahrung gewesen.

Diese positiven Erfahrungen spiegelten sich auch in den Auftritten wider – nichts war zu spüren von der kurzen Probezeit. Mit den Dirigenten wechselte auch die kulturelle Ausrichtung des Programms: Mal eher getragene Stücke mit asiatischen Hintergrund, mal Rhythmisch-melodisches aus Lateinamerika oder Afrikanisches mit den typischen Trommelrhythmen, die das Publikum fast zwangsweise in Bewegung brachte.

Das gelang Gervais Ngoy Kalenga besonders gut. Der 48-jährige Pfarrer und Musiklehrer aus dem Kongo war nicht nur stimmlich, sondern auch tänzerisch ansteckend. »Als Pfarrer in Lubumbashi weiß ich, wie wichtig Musik für die Kirche ist.« Er habe in Tansania Musik und Theologie studiert und unterrichte heute angehende Pfarrer in Kirchenmusik. Selbstkritisch merkte der Kongolese an, dass er in den Gottesdiensten wie hier bei dem Projekt mehr moderne Musik machen müsse. »Ich nehme einige Lieder aus dem Workshop mit in meine Gemeinde« verspricht er und merkt an, dass man seiner Meinung nach mehr Menschen gewinnt, wenn man mit ihnen singt statt zu predigen.

Dass Musik die Menschen in besonderer Weise anspricht, davon ist auch Rafael Plautz überzeugt. Der hauptamtliche Kantor der Martin-Luther-Gemeinde im brasilianischen Blumenau ist 34 Jahre alt, für Musikerziehung im Kindergarten verantwortlich und Leiter



Ein buntes Programm mit Musik aus verschiedenen Kontinenten präsentierte die Musikgruppe »Joyful Noise« mit 18 Musikern aus 13 Ländern. (MEW/Gerlinde Großmann)

des dortigen Kirchenchors. »Junge kommen kaum zur Kirche«, meint er nachdenklich. In Brasilien spiele Religion keine große Rolle mehr und der Musik werde in seiner Kirche keine große Bedeutung beigemessen. »Meistens werden alte deutsche Kirchenlieder gesungen.« Plautz wünscht sich, mit Konfirmanden eine Musikband gründen. Das gäbe es in Blumenau ebenso wenig wie Jugendgottesdienste. Der Kantor ergänzt, »dass es zwanzig Jahre lang keinen Musikunterricht in den Schulen gab. Erst vor einigen Jahren wurde er wieder eingeführt.« Eine ganze Generation sei deshalb ohne musikalische Erziehung. Das merke man.

Musik schafft Perspektiven

Von ganz anderen Erfahrungen mit der Musik berichtete dagegen Sergio Rios Carillo. Der Soziologie- und Musikstudent stammt aus Nicaragua, wo seine Kirche versucht, gefährdete Jugendliche mit Musik von der Straße zu holen. »Als ich vor fünf Jahren zur Kirche kam, wollte ich eigentlich nur ein Instrument lernen. Mittlerweile engagiere ich mich sehr stark«, erzählt der 24-Jährige. Viele Jugendliche seien durch Drogen, Alkohol und auch Aids stark gefährdet. Die Kirche hat seines Erachtens die Chance, den jungen Menschen eine Perspektive zu geben. »Das geht am besten über die Musik. Unsere Kirche hat das erkannt, denn es sind die Jungen, die Musik machen, und die man so für die Sache der Kirche gewinnt«, berichtet der passionierte Gitarrenspieler.

Für Michael Seitz, Pfarrer in der Bildungsabteilung von Mission EineWelt und Mitorganisator des Musikertreffens, war »Joyful Noise« ein voller Erfolg. »Musik ist neben Predigten und Konferenzen eine wichtige Lebensäußerung der Kirchen weltweit.« Gerade in den internationalen Beziehungen, die Mission EineWelt im Auftrag der bayerischen Landeskirche zu mehr als 20 Ländern weltweit pflegt, sei Musik ein verbindendes Element. »Das hat das Projekt »Joyful Noise« eindrucksvoll bestätigt.« Die Mitwirkenden dieses Projekts hätten diese länder- und kontinente-übergreifende Erfahrung in ihre Heimatkirchen mitgenommen. »Das bleibt.«

Helge Neuschwander-Lutz ist Medienreferent von Mission EineWelt, Neuendettelsau

Eine CD mit dem Mitschnitt des Musikworkshops ist unter dem Namen »Joyful Noise« für 7,90 Euro bei Mission EineWelt erhältlich. Telefon: 09874/9-1052 oder E-Mail: medien@mission-einewelt.de

Ich bin Missionar

Richtet die Verbreitung der christlichen Botschaft Unheil an?

Zugegeben, ich bin Missionar. Missionar sein war einmal eine respektable Berufung im 19. Jahrhundert. Die nach Übersee entsandten Missionare erfuhren allgemeines Wohlwollen in der deutschen Bevölkerung. Wer heute hingegen als christlicher Missionar tätig ist, sieht sich kritischen Anfragen ausgesetzt.

Andere Völker für den christlichen Glauben zu gewinnen, wird oft als kulturzerstörerisch angesehen. Das deutsche Spenderherz lässt sich für Katastrophenhilfe bewegen; in Sachen Seelenheil scheint jedoch niemandem zu helfen zu sein. Als Missionar in Hongkong ist man heutzutage nicht an vorderster Front. Das persönliche Bekehrungszeugnis von jungen Chinesen im Freundeskreis ist viel gewinnender als Erklärungsversuche unsereins, denen das Christsein in die Wiege gelegt wurde. So besteht meine Tätigkeit an einer Kirchlichen Hochschule vor allem darin, Theologiestudierende aus Südostasien in der Grammatik der christlichen Lehre zu unterrichten. Als Missionar missioniert man nicht mehr; man dient einer einheimischen Partnerkirche in deren Bemühungen um den christlichen Glauben.

Konfrontiert man Christen in Hongkong mit deutscher Missionskritik, stößt man auf Unverständnis: Warum nicht die Botschaft propagieren, die man selbst als heilvoll erfahren hat? So verwundert es nicht, dass unter Christen in Hongkong ein starker missionarischer Impetus vorhanden ist: Gemeindeglieder nehmen in ihrer Urlaubszeit an Missionstrips nach China teil; verschiedene Kirchen entsenden Missionare in andere Länder. Damit folgen sie einem allgemeinen Trend. Während die Mission vormals das Werk von Europäern und Nordamerikanern war, haben sich seit Mitte des 20. Jahrhunderts die missionarischen Aktivitäten hin zu den Kirchen Afrikas, Asiens und Lateinamerikas verlagert.

Was sich kirchenentwöhnte Deutsche kaum vorstellen können, ist, dass das Christentum auf anderen Kontinenten »heiß« ist. Es wird dort als etwas angenommen, womit man das eigene Leben nicht nur bewältigen, sondern verbessern kann. Die Grundlage ist eine Wirk-

lichkeitsdimension, die für außereuropäische Kulturen grundlegend ist: Außerhalb einer sichtbaren Welt, die wissenschaftlich beschrieben werden kann, existiert eine Sphäre von unsichtbaren, einflussreichen Mächten. Sie wirken sich in einem organischen Zusammenhang auf das Leben entweder positiv oder negativ aus. Man muss sich daher durch richtiges Tun und Verhalten in eine wohlgefällige Beziehung zu ihnen bringen.

Es ist dieser organische Lebenszusammenhang, der den Nährboden für Bekehrungen bildet. Die christliche Lehre erweist sich als effektive religiöse Wohlergehenslehre, als Diätetik: Sie wird als Erlösung von einem selbst empfundenen Schuldverhängnis erfahren, als Zugang zu der Über-Macht des einen Gottes, zu Schutz, Heilung, Wohlstand. Schließlich empfinden Christen eine bisweilen ekstatische Ermächtigung durch den Heiligen Geist und göttliche »callings« als Impuls zu einer selbstgewissen Lebensführung.

All dies bewirkt mehr als Sinnstiftung oder Kontingenzbewältigung. Der Glaube erscheint als Lebensressource, nicht als oktroyierte Vorschrift. Menschen nehmen Christus an, weil das ihrer Lebensweise zusagt. Die biblische Lebensform ist der Lebenssituation in Afrika oder Asien weit näher als im postindustriellen Europa. So genügt eine sprachliche Übersetzung ohne hermeneutische Allegoresen. Wenn dann noch Lebenszeugnisse von Bekannten das Heil bewahrheiten, liegt die eigene Bekehrung von selbst nahe. Umgekehrt bestätigt die Bekehrung eines Mitmenschen das eigene Christsein. So sind die Christen selbst daran interessiert, ihre Erfahrungen in gewinnender Weise »Nichtgläubigen« gegenüber zu bezeugen.

Auffälligerweise war die christliche Mission in Südostasien gerade unter Minoritäten erfolgreich, wie zum Beispiel den Chins in Birma oder den Montagnards in Vietnam. Teilweise wurde Mission gegen den Willen einer europäischen Kolonialverwaltung betrieben, wie im Falle der Nagas in Nordostindien, wo gegenwärtig mehr als 90 Prozent der Bevölkerung Baptisten sind. Als Ex-Monty-Python Michael Palin in seiner BBC-Fernsehserie über den Himalaja seinen einheimischen Übersetzer fragte, warum die Konyaks, ein Naga-Stamm von ehemaligen Kopfürgern, die christliche Lehre angenommen haben, erhielt er die knappe Antwort: wegen der Bildung.

In der Tat ist die christliche Lehre ein wesentlicher Bildungsträger, basiert doch in vielen Ländern das Schulsystem auf vormaligen Missionsschulen. Im Unterschied zum Koran ist die Bibel von Anfang

an in einheimische Sprachen übersetzt worden. Vor allem die protestantische Mission hat auf die Wirkung der gedruckten Bibel gesetzt und dazu die meisten Schriftsprachen durch Übersetzungen geschaffen. Gott spricht die eigene Muttersprache. Um sein Wort für das eigene Leben zu erfahren, muss man die Bibel lesen können. Für Stammeskulturen entsteht ein Anreiz zum Erlernen der eigens geschaffenen Schriftsprache. Diese wird wiederum dazu verwendet, die eigene Kultur zu verschriftlichen. Der Einfluss von Bibelübersetzungen für die Bewahrung des tribalen kulturellen Erbes kann daher nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Tribale Gesellschaften stehen durch Kolonialisierung, nationalstaatlichen Territorialismus sowie ökonomische Globalisierung unter Assimilierungsdruck. Wo eine überkommene Götter- oder Geisterwelt als Schutzmacht solchem Veränderungsdruck nicht gewachsen ist, entsteht ein Machtvakuum, das zu einem kulturzerstörerischen Fatalismus führen kann. Der muttersprachlich assimilierte christliche Glaube hingegen versichert sich des Beistandes des einen übermächtigen Gottes. Mit derartigem Rückhalt können Modernisierungseinflüsse von außen unter Beibehaltung der eigenen kulturellen Identität aufgenommen werden.

Entgegen dem gängigen Vorurteil ist die christliche Mission durch ihre Übersetzungsleistung nicht kulturzerstörerisch. Es ist gerade die indigenisierte christliche Lehre, die die Identität von tribalen Minoritäten gegen Assimilierungsversuche seitens dominanter »Staatsvölker« wie beispielsweise die Birmanen in Burma bewahrt. Ohne Eigenstaatlichkeit sind Stammesgesellschaften von der internationalen Völkergemeinschaft ausgeschlossen - nicht jedoch von der christlichen Ökumene. Das weltweite Netzwerk der Partnerkirchen verschafft ihnen Protektion und Bildungsressourcen, die ihnen im eigenen Land verwehrt sind.

Wenn Europäer die Mission ablehnen, ignorieren sie die eigene tribale Vergangenheit. Die europäische Zivilisation verdankt sich dem Umstand, dass die christliche Mission unter germanischen Stammesgesellschaften vor mehr als tausend Jahren erfolgreich gewesen ist. Ohne die Kirche sind Schriftlichkeit und die Aneignung des klassischen Bildungsguts kaum vorstellbar. Warum sollte man dies anderen Kulturen nicht zugestehen? Wenn heute Mission das Werk einheimischer Christen ist, lässt sich der Paternalismusverdacht umkehren: Europäer, die die Mission verteufeln, projizieren ihre neuheidnischen Vorbehalte in andere Kulturen: »Was für uns nicht (mehr) von Bedeutung ist, kann für euch auch nicht gut

sein.« Nicht die Mission, sondern deren Ablehnung ist ein eurozentristischer Versuch, andere Völker zu paternalisieren. Der Anspruch, eine »authentische« Kultur schützen zu wollen, spiegelt einen GEO-Naturalismus wieder, der Menschen mit ihren eigenen Aspirationen nicht erst genug nimmt. Die propagierte Kulturauthentizität reduziert sie zu exotischen »Naturvölkern«, die als ethnologische Studienobjekte oder Tourismusattraktionen wahrgenommen werden. Diese Haltung kann leicht eine rassistische Schieflage annehmen, wenn es darum geht, »Naturvölker« zusammen mit Wildtieren in ihrer vermeintlichen Ursprünglichkeit zu schützen.

Entgegen dem gängigen Vorurteil ist die christliche Mission nicht kulturzerstörerisch.

Christliche Mission hingegen enthält eine Absage an jede Form von Rassismus, werden doch Menschen unabhängig von Rasse oder Geschlecht auf einen gleichen Status hin angesprochen, entweder als todbestimmte Sünder, die nicht rettungslos verloren sind, oder als Schwestern und Brüder im Herrn. Missionare agieren nicht aus einem Überlegenheitsgefühl heraus, sondern teilen das mit anderen, was sie selbst als heilvoll erfahren haben. Wo andere Menschen die christliche Botschaft für sich annehmen, entsteht eine Gemeinschaft mit Verpflichtungen, die nicht immer spannungsfrei ist. Exotische »Naturvölker« kann man sich auf Distanz halten, nicht aber Menschen, von denen Jesus im Gleichnis vom Weltgericht sagt: »Wahrlich, ich sage euch, was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, habt ihr mir getan.«

Jochen Teuffel ist seit 2002 von der Evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern als Pfarrer und Dozent für Systematische Theologie an das Lutheran Theological Seminary in Hong Kong entsandt

Konfrontiert man Christen in Hongkong mit deutscher Missionskritik, stößt man auf Unverständnis.

»Die beste Zeit meines Lebens« Erfahrungen im Freiwilligenprogramm

Die 19-jährige Kristin Rößler aus dem ost-sächsischen Oderwitz verbrachte sechs Monate im TELC Home for Girls (Kinderheim für Mädchen der Tamilischen Evangelisch-Lutherischen Kirche) in Mayiladuthurai. Für sie ist Indien mit seinen Menschen zu einem Traumland geworden, in das sie gern irgendwann zurückkehren würde.

Indien ist so vielgesichtig, bunt, chaotisch und so liebenswert. Vor allem die Menschen. Als ich vor knapp einem Jahr in mein großes Abenteuer aufgebrochen bin, war ich um so viele gute Erfahrungen und Erlebnisse ärmer. Und jetzt nicht mal sechs Monate später bin ich verwandelt wiedergekommen – verwandelt von so viel Liebe und Wärme, die mir entgegen gebracht wurden. Im Zusammenleben mit den Erzieherinnen, Mädchen und Kindergartenkindern meiner Projektstelle – einem christlichen Internat für Kinder armer Familien und zur Kirche gehörenden Kindergärten – sind mir diese Menschen zu Schwestern geworden.

Ich habe mit ihnen getanzt, gesungen, gespielt und gelacht. Wir haben uns verstanden – auch ohne Worte. Schnell wurde ich für die Kinder zur »Akka«, der großen Schwester, und für andere zur »Tangei«, der kleinen Schwester. Kann es einen schöneren Beweis dafür geben, dass man in diese Gemeinschaft integriert ist? Ich bin auch heute immer wieder mit meinen Gedanken und Gebeten bei meiner indischen Familie. Ich freue mich über jeden Brief und jedes Telefonat, die mich doch wenigstens ein kleines bisschen in Indien belassen.

Ich konnte weltweite Christenheit erleben: Am anderen Ende der Welt zu sein und trotzdem an den gleichen Gott zu glauben; die gleichen Lieder zu singen; lokale Traditionen kennen zu lernen und sich damit auseinander zu setzen; drei Stunden lange Gottesdienste zu erleben, die nie langweilig werden, obwohl man kein Wort versteht. Daher kommt auch eine Sache, die ich vielleicht am meisten vermisse: eine Kirche voller klingender Kinderstimmen, die den Raum und die Herzen erfüllen. Es ist schön, dass ich auch nach meiner Rückkehr immer wieder die Möglichkeit habe, so vielen Menschen von meinen Erfahrungen zu berichten und ihnen entweder einen Blick über den Tellerrand zu gewähren oder sie vielleicht auch dazu zu motivieren, sich irgendwann selbst auf die Reise zu begeben.

Eine Reise zu anderen Menschen, in eine fremde Kultur, zu großen Abenteuern und auch zu sich selbst. Denn obwohl es natürlich ein sozialer Dienst ist, kann man sich auch selbst in dieser Zeit, in solch extremen

Situationen doch viel besser verstehen lernen. Man wird erwachsener, setzt vielleicht neue Prioritäten und entdeckt die Welt für sich ganz neu. Ich bin mir – richtig, nicht nur oberflächlich – bewusst geworden, wie ungerecht wir Menschen sind. Es gibt viel zu tun, um die Welt zu einer besseren, gerechteren Welt zu machen. Ich denke, ich habe den naiven und törichten Idealismus, das in den für mich möglichen kleinen Schritten mit Gottes Hilfe zu verwirklichen.

Doch ich habe nicht nur gearbeitet, sondern hatte auch die Zeit und die Gelegenheit zu reisen: auf trockenen, staubigen Straßen – in ihrer Monotonie nur unterbrochen von den bunten Saris der Frauen, durch saftig grüne Reisfelder; in das hohe, kühle, neblige Gebirge und an das wunderbar warme Meer, um immer wieder die unendliche Gastfreundschaft der Inder zu erfahren. Für mich ist Indien mit seinen Menschen zu einem Traumland geworden, was jeden Tag zu positiven Assoziationen führt. Und so Gott will, wird mein Fernweh irgendwann auch erfüllt. Und so lange bleibt Indien mein Traum.

Kristin Rößler, ehemalige Teilnehmerin des Freiwilligenprogramms des Leipziger Missionswerks



Mission und Religionsfreiheit Die zwei Seiten derselben Münze

Mission und Religionsfreiheit sind wie zwei Seiten derselben Münze. Sie gehören zusammen, teilen miteinander dieselben Entstehungsbedingungen und sind bleibend aufeinander angewiesen.

Für beide gilt, dass sie ihrer Voraussetzungen verlustig gehen, wenn versucht wird, sie isoliert voneinander zu verwirklichen:

- Mission bleibt nicht Mission, wenn sie auf Kosten von Religionsfreiheit praktiziert wird.
- Religionsfreiheit bleibt nicht Religionsfreiheit, wenn sie so verstanden wird, dass Mission in ihr keinen Platz haben soll.

Auf der Ebene geltender christlicher Lehre lässt sich Mission durchaus breit belegen als etwas, das die volle Freiheit des Gegenübers zu respektieren hat: Jesus hat nach dem Zeugnis der neutestamentlichen Texte immer die Freiheit der von ihm Angesprochenen geachtet und begegnete auch solchen Menschen mit Respekt, die ihn und seine Verkündigung nicht aufnahmen (z. B. dem so genannten »reichen Jüngling«).

Augustin hat der Kirche an der Schwelle zum Mittelalter eingeschärft, dass die Bekehrung zum Christentum nur freiwillig erfolgen kann und dass sie schon vor der äußerlichen Taufe innerlich besiegelt sein soll. Die gewaltsame Ausbreitung des Christentums in Lateinamerika setzte sich hinweg über eine klar formulierte Lehrentscheidung von Papst Paul III., dass Mission durch Predigt und gutes Beispiel zu erfolgen habe.

Funktioniert die These also nur, wenn sie von einem normativen Missionsbegriff ausgeht (was hätte sein sollen), nicht von einem deskriptiven (was tatsächlich geschehen ist)?

Die volle Freiheit des Gegenübers respektieren ... ein gemeinsames Mensch-Sein miteinander teilen.

Im Hintergrund der These steht weder ein rein deskriptiver noch ein rein normativer, sondern ein analytischer Missionsbegriff. Mission wird dabei als ein Phänomen betrachtet, das in einer Mehrzahl von Religionen auftritt und dessen Bedeutung innerhalb der Menschheitsgeschichte erst dann erfasst ist, wenn seine Pluralität beachtet wird: die Konkurrenz mehrerer, oft um dieselben Menschen werbender Missionen. Zentral für einen solchen analytischen Missionsbegriff ist die Beschreibung bestimmter Strukturmerkmale, die Mission aufweist und durch die sie sich unterscheidet von anderen Formen der Weitergabe von Religion mit anderen Strukturmerkmalen.

Die Struktur von »Mission« in Abgrenzung gegenüber anderen Grundtypen besteht in erster Linie darin, dass Religion ohne Ansehen der Zugehörigkeit zu Abstammungsgemeinschaften weitergegeben wird, und zwar motiviert durch die Überzeugung, dass alle Menschen ein gemeinsames Mensch-Sein miteinander teilen. Regelmäßig wird dabei in der gemeinsamen anthropologischen Grundkonstitution aller Menschen ein ungenutztes Potenzial ausgemacht, das zu füllen Ziel der durch Mission weitergegebenen Botschaft ist.

Im Vergleich mit anderen Grundformen der Weitergabe von Religion lässt sich zeigen, dass die hier als »Mission« bezeichnete Grundform die einzige ist, die in einem positiven Verhältnis zu Religionsfreiheit steht.

Wo (als Beispiel für eine andere Grundform) Religion im Rahmen der Abstammungsgemeinschaft weitergegeben wird, gilt es als selbstverständlich, dass Kinder in dieselbe Religion eingebunden werden wie ihre Eltern, und dass sie auch dabei bleiben. In traditionellen Gesellschaften wird es für den Zusammenhalt der Gemeinschaft als äußerst wichtig angesehen, dass alle Mitglieder den religiösen Grundlagen der Gemeinschaft treu bleiben und niemand ausschert. Hier ist keine Religionsfreiheit vorgesehen, sondern es besteht ein starker gesellschaftlicher Druck, bei dem zu bleiben, was man schon immer war. →

Zwischen zwei Welten

Gedanken einer Ghana-Rückkehrerin

Erst wo die Praxis missionarischer Religionen Religionsfreiheit etabliert hatte, wurde Religionsfreiheit auch dort denkbar, wo Religion im Rahmen der Abstammungsgemeinschaft weitergegeben wird. Durch die Bekanntschaft mit der missionarischen Weitergabe entsteht ein Bewusstsein dafür, dass Religion Entscheidung verlangt, dass sie also immer auch die Möglichkeit in sich birgt, sich gegen sie zu entscheiden.

Voraussetzung für eine freie Entscheidung gegenüber der Religion der eigenen Abstammungsgemeinschaft ist, dass auch Alternativen zu ihr bekannt sind und frei gewählt werden können. Solche Alternativen bestehen genau dort, wo sie auf dem Weg missionarischer Weitergabe zur Verfügung gestellt werden – denn nichts anderes bedeutet Mission, als dass religiöse Lehren zur freien Entscheidung zugänglich gemacht werden für Menschen, die nicht bereits durch ihre Abstammung mit diesen Lehren verbunden sind.

Menschen, die in einer modernen pluralistischen Gesellschaft leben, mag es vielleicht als überflüssig erscheinen, die Verfügbarkeit von alternativen religiösen Orientierungsmöglichkeiten erst durch Mission herzustellen. Sie mögen denken, dass es doch reicht, wenn religiöse Alternativangebote einfach da sind und sich jede(r) ihnen zuwenden kann, die oder der dies möchte.

Nichts anderes bedeutet Mission, als dass religiöse Lehren zur freien Entscheidung zugänglich gemacht werden.

Wichtig ist jedoch zu sehen, dass eine Gesellschaft, in der religiöse Alternativangebote »einfach da sind«, nicht von selbst entsteht, sondern dass sie das Ergebnis von Mission ist. Zwischen Mission und der Weitergabe von Religion innerhalb der Abstammungsgemeinschaft gibt es nicht noch eine Art neutralen Raum, in dem Religion einfach auf der Straße liegt, sondern dieser scheinbar neutrale Raum gehört bereits auf die Seite von Mission, denn er kann nur entstehen unter zwei Voraussetzungen, die gerade für missionarische Religionen im Gegensatz zu Religionen von Abstammungsgemeinschaften charakteristisch sind:

1. dass eine religiöse Gemeinschaft die Bereitschaft dazu entwickelt, ihre religiöse Orientierung Menschen außerhalb der eigenen Abstammungsgemeinschaft überhaupt zugänglich zu machen, und
2. dass im öffentlichen Raum Informationen über diese religiöse Orientierung nicht nur als reines Faktenwissen zur Verfügung stehen, sondern so, dass sie zur Teilnahme an der Praxis einer Gemeinschaft einladen.

Andreas Feldtkeller ist nach einer neutestamentlichen Promotion und einem vierjährigen Aufenthalt in Jordanien seit 1999 Professor für Religions- und Missionswissenschaft sowie Ökumenik an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin. Er ist Vorsitzender der Berliner Gesellschaft für Missionsgeschichte und Schriftführer der Deutschen Gesellschaft für Missionswissenschaft.

Die vollständige Fassung dieses Textes finden Sie im Download-Bereich der Website www.mission.de

Die 21jährige Anna Lex aus Bremen war nach ihrem Abitur von September 2006 bis Juli 2007 als Freiwillige der Norddeutschen Mission in Ho/Ghana. Einige Monate nach ihrer Rückkehr nach Deutschland setzt sie sich noch einmal mit ihrer Zeit in Afrika auseinander.

Ich habe mich auf eine Reise gemacht – eine Reise in eine fremde Welt und eine Reise zu mir selbst. So fern von allem Vertrauten wird man sich des eigenen Inneren bewusster und gleichzeitig verändert einen die Außenwelt.

Zehn Monate habe ich in Ghana gelebt, habe Land und Menschen kennen und lieben gelernt, bin selbst ein klein wenig afrikanisch geworden. Natürlich bin ich um viele Erfahrungen und Erlebnisse reicher, ich kehre mit besonderen Eindrücken zurück nach Deutschland, musste aber auch einiges zurücklassen. Nicht nur Menschen, die mir ans Herz gewachsen sind, eine bunte Welt und deren Lebensstil sowie Natur und Klima, nein, auch ein Teil von mir bleibt zurück, Eigenschaften zum Beispiel, die ich errungen habe, die aber nur in dieser ganz speziellen Umgebung funktionieren. Was ich aber vor allem mitbringe, ist eine neue Sicht der Dinge. Meine Zeit in Afrika hat mich gelehrt, beide Welten besser zu verstehen, sie mit anderen Augen zu sehen.

Als ich in Frankfurt aus dem Flugzeug steige, bin ich zunächst nur froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Dennoch ist es nicht übertrieben, wenn ich sage, ich fühle mich wie ein Alien, überall um mich herum plötzlich wieder weiße Menschen!!! Und ich in meinem afrikanischen Outfit und meiner Trommel auf dem Rücken wirke wohl auch ein wenig exotisch.

Am Gate angekommen meine erste Berührung mit der westlichen Welt- Besuch einer öffentlichen Toilette. Sauberkeit und Strahlemann! Und: die Konsumgesellschaft hat mich wieder eingeholt. Im Waschraum gibt es doch tatsächlich eine Art Kaugummi-automat, allerdings befindet sich in den Plastikkügelchen, die normalerweise wohl Spielzeug enthalten würden, ein ausgeklügeltes System der praktischen Reisezahnpflege. Obwohl ich so eine Minizahnbürste dringend gebrauchen könnte, muss ich vorerst auf die Zahnreinigung verzichten. Der Automat verlangt einen Euro, und ich habe weder den, noch eine müde Mark in der Tasche. In meinem Kopf spiele ich durch, wie viel ich mir in Ghana für die umgerechnet 10.000 Cedis leisten könnte. Und mir wird schlagartig bewusst, dass ich im »reichen Deutschland« verglichen mit Ghana eher arm bin.

Reich allerdings an Luxus, den in meiner afrikanischen Heimat nur die wenigsten genießen dürfen: fließendes Wasser, eine große Wohnung mit Küche und einem Bett für mich ganz allein! Freie Bildung, eine vergleichsweise fantastische Infrastruktur und sicher noch vieles mehr.

Ähnliche Gedanken werden mich in den nächsten Wochen und Monaten noch oft beschäftigen. Zunächst heißt es für mich jedoch, wieder anzukommen in meiner alten Welt, die so vertraut ist und zugleich unwirklich und fremd.

Besonders in den ersten Wochen ist mir alles entschieden zu schnell, zu hektisch und viel zu viel. Meine afrikanische Gelassenheit sehnt sich nach Ruhe und blickt nur verwirrt auf die Menschen, die um mich herumwuseln, rennen im Alltagsstress.

Meine Zeit in Afrika hat mich gelehrt, beide Welten besser zu verstehen.

Ich hingegen lasse es langsam angehen, nehme mir Zeit, mich einzugewöhnen. Denn es ist ein größerer Spagat, wieder zurück zu kommen, als ich dachte. Viel schwerer jedenfalls als auszuschwärmen in weite Ferne. Ich versuche mich hier einzuleben und in einen neuen Rhythmus zu kommen, dabei nicht zu sehr in alte Muster zu verfallen und gleichzeitig nicht alles zu verlieren, was ich aus Ghana mitgenommen habe.

Bevor ich mich auf die Reise nach Ghana machte, dachte ich, ich sei sehr gut vorbereitet. Ich redete mit Menschen, die ähnliches gemacht hatten, mit den Freiwilligen, die vor mir in Ho waren, mit Afrikanern oder Afrika-Reisenden. Hörte ich diese Menschen erzählen, dachte ich oft, dass ich verstehe. Nun weiß ich, dass meine Vorstellungen nicht mit der Realität übereinstimmen und dass man sich nicht vorbereiten kann. Alles ist so komplett anders von dem, was ich bisher gekannt hatte. Und es ist mit nichts zu vergleichen.

Man kann es kaum erklären und nicht verstehen, wenn man es nicht selbst mit eigenen Augen gesehen, gehört, gerochen, gefühlt, erlebt hat. Und viele meiner

Vieles verstehe ich heute
besser, einiges werde ich aber
auch nie verstehen können.

Einstellungen haben sich nach und nach geändert. Es braucht sehr viel Zeit, um anzukommen, bestimmte Dinge wahrzunehmen, zu verstehen und schließlich, um dort wirklich zu leben.

Wie sehr das afrikanische Leben für mich normal geworden ist, wurde mir besonders während des Besuchs meines Vaters in Ghana bewusst. Zum Beispiel, als er mit staunenden Blicken versuchte, alle Eindrücke mit der Kamera festzuhalten und ich nur kopfschüttelnd daneben stand. Oder schon allein dadurch, dass ich ihm meine Welt als kleine Reiseführerin zeigen konnte. Ihm zu zeigen, wie meine tägliche Arbeit im Kindergarten aussah, was es heißt, an einem vierstündigen Ewe-Gottesdienst teilzunehmen, ohne ein Wort zu verstehen, wie Bus fahren in Ghana funktioniert und das damit verbundene »Carshopping«. Wie man mit den Händen isst und Wasser aus Plastiktüten trinkt oder den Saft aus einer geschälten Orange saugt. Ihm die wunderbare Natur und Ghanas Geschichte näher zu bringen, sowie ihm die Menschen vorzustellen, die meine Familie und meine Freunde geworden sind.

Ein Gang auf den Markt, der für mich so alltäglich geworden war, ist für jemanden, der frisch in Afrika angekommen ist, schon eine Herausforderung. Es kann sich über Stunden hinziehen, es wird gehandelt, gefeilscht und angepriesen. Man muss sich orientieren können in dem Gewusel von Ständen und genau wissen, wo man was am günstigsten bekommt, sich möglichst mit einem strategischen Plan durch die Menschenmassen schlängeln, dabei die Verkaufsangebote freundlich abwimmeln und schließlich mit prallen Einkaufstüten nach einem Taxi pfeifen, um endlich erschöpft und nass geschwitzt zu Hause an zu kommen. All das gehörte für mich so sehr dazu, dass mir gar nicht mehr bewusst war, wie anders es doch von dem ist, was hier in Deutschland auf mich wartete.

Dass Dinge auf dem Kopf getragen werden, war für mich ebenso selbstverständlich wie das Bezahlen mit einem Paket von Geldscheinen. Und es wurde mir erst wieder vor Augen geführt, als ich die erstaunten Blicke meines Vaters sah, für den dies alles ebenso neu war, wie für mich am Anfang meiner Reise.

Ich bin sehr dankbar, dass ich meine Welt mit ihm teilen durfte und dass er sich so vertrauensvoll von mir hat führen lassen. Somit habe auch ich mich noch einmal ganz anders mit diesen beiden Welten auseinander gesetzt.

Die letzten Wochen in Ghana versuchte ich immer wieder, die letzten zehn Monate Revue passieren zu lassen, was mir nicht leicht fiel. Lese ich heute einige meiner ersten Berichte, muss ich ab und zu schmunzeln. Ja, vieles verstehe ich heute besser, einiges werde ich aber auch nie verstehen können. Auch wenn ich lange Zeit unter und mit Afrikanern gelebt hätte, ich werde nie eine von ihnen sein. Schon allein durch meine Hautfarbe und dadurch, dass ich in der westlichen Welt aufgewachsen bin, dass diese mich geprägt hat. Und ich kehre gerne zurück, auch wenn es bedeutet, einiges zurück zu lassen.

Ich habe so vieles gelernt, was ich nie verlieren werde. Die Herzlichkeit der Ghanaer, ihre Offenheit, Gastfreundlichkeit und Liebe ist tief in meinem Herzen verwurzelt. Ich habe Neues erfahren über eine fremde Kultur, über die Menschen, über mich und über meinen Glauben.

Ich werde nie vergessen, wie es auf dem Markt von Ho riecht, wie ich mit meinen Freunden aus einer Schüssel esse, welche Freude man beim Tanzen und Singen im Gottesdienst empfindet, wie groß die Bäume im Regenwald sind, wie es sich anfühlt, eingequetscht zwischen vielen schwarzen Menschen im Bus durchgerüttelt zu werden, oder kleine Hände, die sich an mich klammern, wenn sie auf meinem Rücken getragen werden.

Ein afrikanischer Freund von mir hier in Deutschland hat nach einem ersten Wiedersehen zu mir gesagt, er habe sich in einem Gespräch lange nicht mehr so sehr zu Hause gefühlt. So sehr verstanden, denn auch er kennt beide Welten, versteht das, was man nur verstehen kann, wenn man beides gesehen hat, gefühlt, geschmeckt, gehört, gerochen und erlebt.

Ich weiß, dass man mit Worten nicht das beschreiben kann, was ich erlebt habe. Aber ich hoffe, ich kann trotzdem einiges weitergeben. Weitergeben an diejenigen, die nicht die Chance haben, es selbst zu erleben.

Ich bin all den Menschen so unglaublich dankbar, die mir diesen Einblick ermöglicht haben! Die großartige Unterstützung, sowohl finanziell als auch in Form von vielen lieben Worten und Ratschlägen, die mich sowohl in Ghana, als auch wieder zurück in Deutschland begleitet haben, hat mir immer sehr viel Kraft gegeben. Vielen Dank!

Anna Lex

Die Botschaft der fünf Zwerge

Anderen Menschen begegnen – achtsam und verbindlich

Fünf Zwerge lachen uns an. Sie ermutigen uns, ein Teil zu werden dieser gut gelaunten Verständigungsgemeinschaft. Die Rede ist von dem Plakat der Interkulturellen Woche 2008 unter dem Titel »Teilhaben – Teil werden«. Fünf Zwerge schauen auf dem Plakat von unten nach oben zum Betrachter. Sie sind sehr unterschiedlich, zwei haben eine rosarote, zwei eine braun-gelbliche und einer eine dunkelbraune Farbe an Gesicht und Händen. Sie tragen »landestypische« Kleidung, uniform, bunt und »sehr typisch«. Drei von ihnen sind leicht erkennbar nicht von hier. Abgesehen davon, dass sie möglicherweise alle drei aus asiatischer Fabrikation stammen, ist die Absicht sichtbar, hier je einen von anderen Kontinenten herkommen zu lassen.

Sind Zwerge eine typisch deutsche Erfindung? Die Geschichte des Gartenzwerges, so im einführenden Text von Pfarrer Andreas Lipsch, weist uns darauf hin, dass nicht einmal der Zwerg »echt von hier« ist. Auch er ist vermutlich ein Einwanderer, wie fast alle. Denn: Je nachdem wie weit zurück geschaut wird, werden die meisten Familien Geschichten von Aus- und Einwanderungsbewegungen innerhalb Europas und in die weite Welt erzählen. Erstaunlich ist vielmehr, wie hartnäckig sich die bodenlose Annahme halten konnte, ein Volk könnte einer Herkunft und Rasse sein.

Einbürgerungstests, weithin sichtbare Minarette mitten in den Stadt, die seit langem mit der Kopftuchdebatte einher gehende Verunsicherung auf allen Seiten: Wenige Stichworte genügen, um deutlich zu machen, dass auch wir in religiöser, kultureller und politischer Hinsicht vor vielen offenen Fragen stehen. Wir spüren deutlich, dass an die Stelle eines vorwiegend christlich geprägten Werteverständnisses vielfältige Muster treten, die vorgeblich oder tatsächlich in Spannungen zueinander stehen. Es wird nötig, sie in die individuellen Lebensmuster zu integrieren. Gibt es denn gar nichts mehr, was »uns« gehört? Muss auch der Gartenzwerg noch globalisiert werden?

Das Plakat macht auf augenzwinkernde Weise aufmerksam darauf, wie sehr wir noch unseren Bildern aufsitzen. Es fällt schwer, sich der Versuchung zu enthalten zu beschreiben, wer wir und wer die anderen sind, sich – schon durch die Bibel – und erst recht im Glauben radikal ins Verhältnis zu Anderen gesetzt zu wissen.

Obwohl in unserem eigenen Garten auch ein paar Zwerge sitzen oder (eher) liegen, weil wir sie beim Auszug aus diversen Mietobjekten nicht allein zurück lassen konnten oder auf einer Tombola gewonnen haben, sind doch nicht alle deutschen Gärten voller Zwerge. Das



Muss auch der
Gartenzwerg noch
globalisiert werden?

zeigt deutlich, wie sehr die Bilder vom jeweils Anderen immer wieder Gefahr laufen, sich festzufahren und zu Klischees zu werden.

Aber auch Selbstbilder können zu Fesseln werden, die es schwer machen, aufeinander zuzugehen. Das fängt schon mit der Frage an, ob eine wie ich es »sich leisten« kann, Gartenzwerge im Garten stehen zu haben. Ernster wird es, wenn wir feststellen, dass es nicht oft gelingt, das Anderssein des Anderen zur Kenntnis nehmen, zu tolerieren oder im besten Fall als Bereicherung zu erleben.

Es ist nicht einfach, angesichts der deutlichen Unterschiede wie die fünf Zwerge einen Kreis zu bilden, einander anzufassen und den Betrachter/ die Betrach-

terin gemeinsam anzulachen. Dabei wäre das Leben so viel leichter, wenn wir nicht nur bei den Katastrophen zusammenrückten, sondern auch kleine Dinge zum Anlass nähmen, um miteinander zu feiern – und vielleicht sogar gemeinsam – Gott zu loben!

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Beratungsstellen für Migration erleben nicht nur Vorurteile und Widerstände vonseiten der Deutschen. Nicht selten müssen sie sich auch damit auseinandersetzen, dass Selbstbilder und damit die Grenzen der Kommunikations- und Auseinandersetzungsfähigkeit zum Beispiel mit einem türkischen Elternverein zu einem Hindernis werden. Die gegenseitigen Zuschreibungen der Rollen machen die Zusammenarbeit schwer.

Wir kennen das aus der kirchlichen Partnerschaftsarbeit: Gleichheit ohne Rollenzuschreibung, Dominanzgebärden oder Versuchen, als Minderheit moralischen Druck auszuüben, als Geber oder Empfänger, ob in finanzieller oder geistlicher Hinsicht, ist offenbar schwer auszuhalten oder auch nur herzustellen.

Gleichheit ohne Dominanzgebärden ist offenbar schwer auszuhalten.

Immer wieder zeigt sich, dass wir nicht wirklich emanzipiert sind. Wir sind nicht frei, uns als Menschen zu begegnen, zu erkennen und zu bekennen, dass wir alle nackt und bloß zur Welt gekommen sind. Stattdessen schleicht die Angst davor mit, etwas Unwiederbringliches aufzugeben, wenn wir uns als Gleiche ansähen. Warum neigen wir immer wieder dazu? Haben wir möglicherweise immer noch nicht die Tragweite des Evangeliums oder des Gottesgebots, sich kein Bildnis zu machen, begriffen?

Mit den Anschlägen auf die Twin-Towers, den folgenden militärischen Reaktionen und spätestens mit den Diskussionen über die zuerst in dänischen Zeitungen veröffentlichten Karikaturen zum Islam vor drei Jahren ist deutlich geworden, wie zerbrechlich gegenseitiges Verstehen zwischen den Kulturen, zwischen Christen und Muslimen ist. Auch wenn die Ausschreitungen zum Teil geschürt wurden, können die gewaltsamen Ausschreitungen in den mittelöstlichen Metropolen, die uns einige Monate später aufschrecken ließen, auch

zeigen, wie tief das Gefühl der Demütigung sitzt und wie wenig die eine von der anderen Seite je begriffen hat. Wer andererseits Karikaturen in Veröffentlichungen aus dem arabischen Sprachraum über Israel und die USA gesehen hat, weiß, dass die Macht der Bilder auch in islamischen Bezügen genutzt und diffamierend eingesetzt wird.

Es geht um Respekt und Toleranz der einen der anderen Seite gegenüber, aber offenbar auch um Gleichheit. In den vergangenen Jahren sind im arabischsprachigen Raum mächtige Fernsehsender entstanden, die ganz andere Bilder zeigen als die, die bei uns im Westen gesendet werden. Offensichtlich gerät der oberflächlich noch ungebrochene Anspruch darauf, die »richtigen« Bilder vom Geschehen zu zeigen und damit die Deutungshoheit durch den so genannten Norden zu behaupten, an seine Grenzen. Selten hat es aber – wie im Fall der Ausschreitungen gegen die Karikaturen – auch so viele Bemühungen von hohen islamischen Geistlichen gegeben, die zur Mäßigung aufriefen und die Gewalt nicht als das geeignete Mittel des Protestes beurteilten. Das Bewusstsein dafür, wie wichtig es ist, einander achtsam und verbindlich zu begegnen, wächst.

Im Internationalen Menschenrechtsrat ist mit der Mehrheit der islamischen Staaten eine Resolution verabschiedet worden, in der die Staaten aufgefordert werden, alle Religionen vor Hass und Verunglimpfung zu schützen. Die europäischen Staaten haben mit Kanada dagegen gestimmt, weil sie befürchten, diese Resolution zielt vorrangig darauf ab, die freie Meinungsäußerung einzuschränken.

Beide Seiten müssen sich damit abfinden, dass ihre Gesellschaften pluralistisch geworden sind. Damit wird deutlich, dass es auch bei uns einer selbstkritischen Debatte über die Rolle von Religion im öffentlichen Leben einerseits und der tief prägenden Bilder voneinander andererseits bedarf. Wir brauchen einen ehrlichen und offenen Dialog miteinander, dem es auch gelingt, jeweils auf das zu hören, was Christen oder Muslime über ihren eigenen Glauben sagen. Wir brauchen einen langen Atem, um einander achtsam und verbindlich zu begegnen. Kann und darf diese Debatte, deren Dringlichkeit uns unmittelbar einleuchtet, mit Mission ins Gespräch kommen oder wird sie dadurch diskreditiert?

Sobald Mission ins Spiel kommt, sagen die Entwicklungswerke, ist die Arbeit gefährdet. Die jüngsten Unruhen im Staat Orissa in Indien zeigen, wie brisant diese Erkenntnis ist. Extreme politische Kräfte haben dort am vorletzten Augustwochenende 2008 einen hohen

geistlichen Hindu, Führer eines Ashrams mit seinen Gefolgsleuten ermordet. Die Kirchen haben die Gewalttat sofort aufs schärfste verurteilt. Trotzdem richtet sich der dadurch geweckte Hass gegen die Christen. In wenigen Tagen sind unzählige Kirchen angezündet worden, Schulen und christliche Heime zerstört und Geistliche ermordet worden. Die Dorfentwicklungsprogramme eines christlichen Krankenhauses stehen in Gefahr. Dem Mob folgend und wider besseren Wissens wird dem leitenden Arzt vorgeworfen, er wolle die Dorfbewohner damit zu Christen machen.

Die indischen Partner bitten dringend darum, den Konflikt nicht durch unbedachte Äußerungen von außen anzuheizen. Das ist unbedingt geboten. Die Situation zeigt auf eine scharfe Weise, wie nötig es ist, sich selbst zu relativieren. Es gilt anzuerkennen, dass unser Glauben vor Gott nicht mehr ist als ihr Glaube, dass wir nur darauf hoffen können, dass sich unsere Herzen alle von dem Einen füllen und zum Frieden bewegen lassen. Aber: Können wir uns vorstellen, uns als Menschen nackt und bloß in den Dienst der anderen zu stellen, wie es dieser Arzt in Orissa tut?

Zurück im kirchlichen Dienst der Landeskirche, mitten in den neuesten Strukturdebatten von fusionierenden Kirchenkreisen, erlebe ich einmal mehr, wie nötig der Blick von außen und eine missionarische Ausrichtung ist. Aber nur wenige Begegnungen lehren einen schnell, dass auch hier Vorsicht angebracht ist: Um Menschen zu Neuem zu bewegen, braucht es einen langen Atem und die Bereitschaft, erst einmal zu dienen. Kirchliche Strukturen- und Entscheidungs-Träger sind an dem Punkt besonders misstrauisch. Am schlimmsten wäre, wenn einem geheime missionarische Strategien nachgesagt würden!

Das macht sehr deutlich, dass Mission weniger eine Strategie als eine Haltung sein müsste. Sie lebt davon, dass Menschen sich das Herz füllen lassen und Gottes Botschaft weiter tragen. Die Botschaft ist – die Saat, die in die Erde fällt. Die Saat ist aufgegangen und sie hat sich verändert. Sie hat die Menschen verändert- zunächst die Boten, die Träger und Evangelisten selber und dann auch die Hörer des Wortes, die die Botschaft gehört haben.

Dies geschah und geschieht – genauer besehen – seltener bei oder durch strategisch geplante Events und deutlich bemühte Erklärungen, sondern viel häufiger unbemerkt, im Verborgenen, im Vorbeigehen – en passant – wie der griechische Text des Neuen Testaments an vielen Orten durch die Verwendung der Partizipform

deutlich macht: Dass und inwiefern ein Mensch sich als Christ erweist, in der Verlaufsform zeigt sich, ob eine Botschaft angekommen ist.

Dass eine junge Frau, die unser Sozialcafé täglich besucht, zum Jubiläum ein Gebet vorbereiten will, zeigt, dass die Botschaft sie erreicht. Dass sich herumspricht, dass dort zum Beispiel die Hartz-IV-Empfänger willkommen sind, zeigt, dass wir begriffen haben, worauf es ankommt. Dass ein Kirchenrat seine Arbeit zu Menschenrechtsfragen ausgliedern muss, um sie nicht zu gefährden, zeigt, wie wichtig sie ihm sind. Ohne sprachwissenschaftliche Forschungen anstellen zu können, entspricht diese Form meinem Empfinden nach der biblischen Sprache, dem Hebräischen in der Weise, dass ihr immer eine Offenheit für die Zukunft, für Veränderung innewohnt. Ob Segen auf einem Weg liegt, wird sich zeigen. Ob eine Entscheidung gut war, werden möglicherweise erst die Kinder und Enkel entscheiden können. Mission ist weniger eine Sache von groß angelegten Strategien als der Haltung und der Bereitschaft zuzuhören, sich selber zunächst vom Evangelium weiter tragen zu lassen und dann auch so davon zu sprechen, dass gehört werden kann, was das Herz voll ist (Mt. 12,34). Genau das will die Kampagne tun.

Ich wünsche dieser Initiative evangelischer Missionswerke und Kirchen, dass sie Menschen Lust macht, ihren Mund auf- und übergehen zu lassen und ich wünsche ihr, dass sie zugleich den Mut dazu macht, sich auf die anderen einzulassen, ihnen zuzuhören und ihnen achtsam und verbindlich zu begegnen, seien sie Christen, Juden, Hindus, Buddhisten oder Muslime in der weiten Welt oder auch hier mitten unter uns.

Wäre es nicht allemal besser, einander wie die Zwerge die Hand zu reichen, gemeinsam zu lachen und mit bedachten Worten sogar auch einmal ein gemeinsames Loblied auf den Schöpfer anzustimmen. Dafür wäre ein Perspektivwechsel nötig. Wir würden dann nicht mehr auf die Zwerge hinunter, sondern gemeinsam nach oben schauen. Das würde noch einmal verbinden.

Maren von der Heyde ist Pastorin der Nordelbischen Kirche. Nach acht Jahren als Gemeindepastorin war sie für zwei Jahre Ostasienreferentin im Nordelbischen Missionszentrum, bevor sie für weitere acht Jahre Referentin im EMW wurde. Dort war sie zunächst für Ostasien und den Pazifik zuständig und dann Referatsleiterin für das Team Asien und den Mittleren Osten. Seit Mai 2007 ist sie als Diakoniepastorin eines Kirchenkreises in ihrer Landeskirche tätig.

»Ihr wohnt doch im gleichen Dorf« Eine afrikanisch-europäische Begegnung

**Fremde sehen oft mehr als Einheimische.
Mit ihrem unbefangenen Blick fallen ihnen Dinge
auf, an die wir uns oft schon gewöhnt haben oder
achselzuckend hinnehmen.**

Die Stimmung wird minütlich besser auf Bahnsteig 1 des Bahnhofs Dusslingen in der schwäbischen Provinz. Man lacht und scherzt auf Italienisch, Deutsch und Nigerianisch. Mittelpunkt der fröhlichen Gruppe, die sich seit etwa fünf Minuten kennt, ist ein großer dunkelhäutiger Mann in einem knöchellangen, strahlend gelben Gewand. Auf dem Kopf trägt er eine leuchtend rote Kappe. Neben ihm stehen ein dunkler Plastikkoffer und eine karierte Reisetasche. Sein Gesicht spiegelt freundliches Erstaunen wieder. Noch einmal nennt er laut den Namen des Deutschen, der ihn abholen soll und schaut fragend in die Gesichter der fünf Italiener, die um ihn herumstehen. Er ist verwundert, dass ihm keiner weiterhelfen kann. Das kann Abraham Wuta Tizhe nicht verstehen. »Schliesslich«, wird er später sagen, »wohnt ihr im gleichen Dorf.«

Wuta Tizhe ist ein Mensch, den man nicht übersieht. Das liegt an seiner Grösse, aber auch an seiner Ausstrahlung. Von seiner Kirche, der Kirche der Geschwister in Nigeria (EYN), wurde er im letzten Jahr zum Vizepräsidenten gewählt. Zu seinen Arbeitsbereichen gehören die Evangelisation und die Betreuung der Jugend- und Frauenarbeit. Man kann sich gut vorstellen, wie er bei dieser Arbeit begeisternd und einladend auf die Menschen zugeht.

Gottesdienst feiern statt »abhalten«

Abraham Wuta Tizhe ist auch ein Mensch, der sagt, was er denkt. Im Gespräch mit einem deutschen Pfarrer fragt er, wo denn die ganzen jungen Leute in den deutschen Gottesdiensten seien und erntet dafür einen verdutzten Blick. Er sagt auch, dass die Europäer viel von den Afrikanern lernen können: Etwa wenn es darum geht, Glauben als natürlichen Bestandteil des Alltags zu begreifen. Wenn es darum geht, Gottesdienste wirklich zu feiern, statt sie »abzuhalten«.

»Wahrscheinlich braucht man in Europa Gott weniger, weil es den Menschen gut geht«, meint er, während er aus dem Autofenster auf das satte, von Neubaugebieten unterbrochene Grün der Weizenfelder in Württemberg schaut. »Zuhause in Nigeria sind die Menschen mehr auf ihren Glauben angewiesen. Sie wissen oft nicht, was sie am nächsten Tag essen sollen, was die Zukunft bringen wird. Das macht demütig.«

Als auf dem Basler Marktplatz bei einer Kundgebung der Delegierten der Synode von mission 21 eine Salsa-Band spielt, wagt er ein Tänzchen mit dem Sänger. Er tanzt als einziger, während alle anderen nur verschämt mit den Füßen wippen. Ein Kirchenpräsident und locker in der Hüfte, einer der sich nicht scheut, sich bei den europäischen Christen zu bedanken, dass sie Missionare geschickt haben, und meint, dass Europa heute auch Missionare braucht. Einer, der sich in traditionell afrikanischer Kleidung selbstverständlich in einer modernen, technisierten Umgebung bewegt und dabei farbig und bereichernd wirkt. Es scheint natürlich, dass er von seiner Kirche als Delegierter für die Missionssynode ausgewählt worden ist. Schliesslich soll die Missionssynode von mission 21 das neue Verständnis vom Miteinander der Kirchen in Süd und Nord institutionalisieren und an einem Leitbild für die Mission der Zukunft arbeiten.

Was er wohl zu Hause von seiner Europareise erzählen wird? Vielleicht, dass in Deutschland und der Schweiz alles so sauber wirkt und ordentlich, aber auch etwas kalt. Vielleicht auch, dass er die jungen Leute im Gottesdienst vermisst hat und dass er in Dusslingen auf den Bahnhof einige nette Italiener getroffen hat. Sicher auch, dass er es seltsam findet, dass sich in Deutschland die Leute im Dorf nicht kennen. Und das, obwohl er sie schon nach fünf Minuten auf dem Bahnhof gekannt hat.

Ulrich Bubeck ist im Evangelischen Missionswerk in Südwestdeutschland Koordinator der Öffentlichkeitsarbeit der Basler Mission Deutscher Zweig



Für Gerechtigkeit weltweit eintreten – kritisch und engagiert



Weil unsere Welt Heilung nötig hat, setzen wir uns für Gerechtigkeit ein. Wo Globalisierung Lebensgrundlagen zerstört, prüfen wir unsere eigene Verantwortung und streben nach Umkehr. Wir stellen uns an die Seite der Benachteiligten und Ausgeschlossenen. So setzen wir uns für das Recht auf ein menschenwürdiges Leben ein. Um Gottes willen.



Kein leichtes Brot

Sambia: Bauern kämpfen gegen Trockenheit und Erosion

Der Geländewagen mit den Besuchern rollt langsam auf den Hof. Hühner laufen herbei, zwei Hunde bellen. Nur von Abraham ist weit und breit nichts zu sehen. Dann rumpelt es tief im Brunnen, und der Bauer steigt, schweißglänzend, staubbedeckt, mit blinzelnden Augen aus der Tiefe in die gleißende Mittagssonne. Landwirtschaft im Gwembe-Tal – kein leichtes Brot.

Den Brunnen, 14 Meter tief, hat Abraham selbst gebaut. Als bislang einziger Farmer im sambischen Gwembe-Tal. In diesem abgelegenen Tal, sechs holprige Autostunden von der Hauptstadt Lusaka entfernt, geht es bei der Projektarbeit vor allem um die Themen Wasser und nachhaltige Landwirtschaft. 120 Regentage gibt es in Sambia durchschnittlich pro Jahr, 50 nur sind es im Gwembe-Tal.

Und die Böden sind karg, nährstoffarm und erosionsanfällig. Meist herrscht Trockenheit, aber wenn tatsächlich Regen fällt, dann reißt das Wasser alles mit. So wie im vergangenen Winter, als die starken Regenfälle den Boden davon spülten, die zarten Maispflänzchen verfaulen ließen und selbst die Straße, die von Lusaka aus ins Tal führt, unterspülten und zerstörten. Schon war in weiten Teilen des Landes von drohenden Hungersnöten die Rede.

Auch die rund 2.300 Bauern und ihre Familien, die im Gwembe-Tal mit der Gossner Mission zusammen arbeiten, mussten wochenlang gegen die Wassermassen kämpfen. Aber: »In früheren Jahren wären die Folgen für uns weit schlimmer gewesen«, betont Abraham. »Doch von den Landwirtschaftsexperten haben wir in den vergangenen Jahren vieles gelernt.«

Dazu zählt: Wehre bauen; Konturlinien übers Feld ziehen, die parallel zu den Hügelketten verlaufen; Erde anhäufeln, damit das Wasser bis zu den trockenen Tagen besser gehalten werden kann; Sträucher rund ums Feld pflanzen – als Schutz gegen Wind, Erosion und wilde Tiere. Und natürlich haben Abrahams Ziegen einen Stall, leicht erhöht auf Stelzen, damit Ratten fernbleiben und der Kot durch die Lücken nach unten fallen kann. Das gibt Dünger fürs Feld und führt zu größerer Hygiene im Stall: Schädlinge bleiben fern, die Ziegen gesund. Seit er den Stall habe, so betont der Bauer, seien keine Krankheiten mehr aufgetreten. Mittlerweile kann Abraham neben Hühnern und Ziegen auch sieben Rinder halten. Und die Maisernte wird von Jahr zu Jahr besser.

Frauen auf dem Weg zur Maismühle.
(Gossner Mission/
Jutta Klimmt)



»Die Bauern sind das Herz des Projektes«, sagt Kilian Muleya, der landwirtschaftliche Berater des Gwembe-Tal-Projektes. »Ohne ihr Engagement können wir hier gar nichts bewirken.« Die kleinen Gemeinden im Tal bestimmen jeweils einen Bauern aus ihrer Mitte, der in Schulungen Neues lernt über Tierhaltung, Hygiene, Anbaumethoden, Saatgutveredelung, Feldanlage etc. Zu Hause gibt er das Gelernte an seine Nachbarn weiter und setzt es auf dem eigenen Feld um. Der Erfolg überzeugt nach und nach auch Zweifler, es ihm nachzutun. Das Schneeballsystem funktioniert. »Mit unserem Projekt wollen wir vor allem Gesundheit und Lebensmittelsicherheit für die Bevölkerung im Tal erreichen«, betont Muleya.

Dabei hat die Gossner Mission nicht nur die Bauern im Blick. Es geht auch darum, die Stellung der Frauen zu stärken – zumal es in Folge von HIV/Aids immer mehr von Frauen geführte Haushalte in Sambia gibt – und Alte und Arme zu unterstützen.

Die Arbeit der Gossner Mission in Sambia begann 1970 nach dem Bau des Kariba-Staudamms, für den insgesamt 55.000 Menschen vom Volk der Tonga umgesiedelt werden mussten: 32.000 auf sambischer, 23.000 auf simbabwischer Seite. Drei Jahre dauerte der Bau des gewaltigen, 110 Meter hohen Damms quer durch den Sambesi. Als er beendet war, entstand ein riesiger See auf etwa 280 Kilometer Länge.

Vor dem Staudamm-Bau konnten die Tonga zweimal jährlich auf ihren Feldern die Ernte einbringen. Doch nach der Umsiedlung wurde alles anders. Auf den höher gelegenen, kargen Böden abseits des Sambesi fiel die (einzige) Ernte jeweils schlecht aus. Denn die Tonga hatten nie gelernt, wie sie mit den anderen Bodenbedingungen und den unregelmäßigen Regenfällen im Gwembe-Tal umgehen sollten. Hinzu kamen Spannungen zwischen den neu angesiedelten Bewohnern und denen, die hier bereits ansässig waren.

Diese Probleme schilderte der damalige Präsident Kenneth Kaunda während der Konferenz des Weltrates der Kirchen 1969 in Uppsala – und Christian Berg, Direktor der Gossner Mission, versprach dem sambischen Präsidenten Hilfe für die umgesiedelte Bevölkerung. So entstand als Gemeinschaftsprojekt der Republik Sambia und der Gossner Mission – eine Verbindung, die ungewöhnlich genug ist – 1970 das »Gwembe-Süd-Entwicklungsprojekt«. Zunächst ging es vor allem um Bewässerungslandwirtschaft. Darüber hinaus wurden Straßen und Brücken gebaut, Ausbildungsstätten für junge Menschen geschaffen und nachhaltige Land-

wirtschaft eingeführt. Heute ist das Projekt längst in sambische Hände übergeben, wird aber weiterhin von der Gossner Mission finanziell unterstützt.

»Im Gegensatz zum letzten Winter gab es in den Jahren zuvor viel zu wenig Regen«, berichtet Abraham. Trotzdem kann er heute durchschnittlich 40 Säcke Mais ernten – im Vergleich zu »vier bis zehn Säcken« in den Jahren vor seiner Zusammenarbeit mit dem Projekt. Früher habe seine zehnköpfige Familie oftmals hungern müssen; heute schaut Abraham guter Dinge in die Zukunft: »Wenn es weiter so bergauf geht, dann kann ich bald sogar Ernte-Überschüsse auf dem Markt verkaufen und alle acht Kinder zur Schule schicken.«

Jutta Klimmt ist Öffentlichkeitsreferentin der Gossner Mission

Im Gwembe-Tal geht's nicht nur um Landwirtschaft:
Wenn die Frauengruppen sich treffen, werden
Ratschläge ausgetauscht und Kleinstkredite vergeben.
(Gossner Mission/Jutta Klimmt)



Unter dem Kilimandscharo
hat Georg Kamm ein geachtetes
Forschungszentrum aufgebaut.

Medizinpionier am Kilimandscharo

Missionar entwickelt Verfahren für Entwicklungsländer



Georg Kamm
(MEW/Köhler)

Da hat sich fernab der großen Welt an den Hängen des Kilimandscharo eine stille Revolution ereignet: Eine kirchliche Stiftung stellt unweit von Moshi Medikamente für den Bedarf kirchlicher Krankenhäuser in Tansania her: vor allem Infusionslösungen und Malariamittel. Das Verfahren hat inzwischen auch in anderen afrikanischen Ländern Schule gemacht, so

dass selbst der Pharmariese Novartis beim Direktor des kleinen Zentrums anklopfte: bei Georg Kamm (65), seines Zeichens bayerischer Missionar.

Dabei hatte alles ganz unscheinbar begonnen. Vor 40 Jahren ging Kamm als Krankenpfleger mit der Leipziger Mission nach Tansania. Am Machame-Krankenhaus bei Moshi oblag dem jungen Mann die Anästhesie-Abteilung. Er entwickelte dafür ein neues Gerät, baute in dem Allgemeinkrankenhaus eine Intensivstation auf und schrieb für Entwicklungsländer ein Lehrbuch der Anästhesie. »Das war meine Welt«, erzählt er.

Doch Ende der 70er Jahre lag die tansanische Wirtschaft am Boden und die dringend notwendigen Infusionslösungen wurden knapp. »Sollen wir aufgeben oder etwas tun?« fragte sich Georg Kamm. - Er wollte weitermachen, krempelte die Ärmel hoch und entwickelte ein Verfahren, um selbst Infusionslösungen herzustellen. Nach seiner Methode arbeiten heute 80 afrikanische Krankenhäuser, selbst Gesundheitsminister vom Atlantik bis zum Indischen Ozean sind daran interessiert.

Zur Herstellung wird Regenwasser in riesigen Tanks aufgefangen und mittels der so genannten Umkehr-Osmose durch eine halbdurchlässige Membran gefiltert. Anschließend wird das reine Wasser mit Traubenzucker und Salzen versetzt, in Halbliterflaschen abgefüllt und sterilisiert. Herstellungspreis: 30 Cent. In Deutschland kostet eine solche Infusionslösung einen Euro. Kamm: »Wir liegen bei 30 Prozent der marktüblichen Herstellungskosten.«

Kein Wunder, dass bald auch andere tansanische Hospitäler bei Georg Kamm und seinem Team nachfragten. 1983 stellte das Machame-Krankenhaus bereits 100.000 Infusionsflaschen her – für den eigenen Bedarf und den der benachbarten Krankenhäuser. Das Infusions-Projekt unter der Schirmherrschaft der evangelisch-lutherischen Kirche Tansanias hatte begonnen.

Ab 1990 wurden auch außerhalb Tansanias Infusionslösungen à la Kamm hergestellt: zuerst im Kongo, später in Kenia, Äthiopien, Madagaskar, Uganda, Nigeria und Senegal. 1,4 Millionen Flaschen werden heute jährlich in 50 tansanischen und 30 anderen afrikanischen Produktionsstätten abgefüllt. »Damit haben wir den Menschen das Gefühl einer Identität gegeben, weg vom System der Empfänger«, freut sich Georg Kamm, der seit 35 Jahren mit einer Afrikanerin verheiratet ist.

Die zahlreichen kleinen Krankenhäuser, die das Infusions-Verfahren aus Moshi übernommen haben, stellen heute auch Hustensäfte, Ultraschall-Gel und Augentropfen her. Kostenpunkt: 60 Prozent unter dem Marktpreis. Mittlerweile ist Georg Kamm sicher, dass bis zu 70 Prozent der benötigten Medikamente in Afrika selbst hergestellt werden können.

Inzwischen hat sich das einstige Infusions-Projekt zu einer kirchlichen Stiftung, der Saint Luke Foundation, gemauert. Auf dem idyllisch gelegenen Gelände entstanden ein Forschungsinstitut, eine Pharmazieschule für angehende Apotheker und eine Firma zur Medikamentenherstellung. 40 Mitarbeiter beschäftigt die Stiftung, die meisten aus Tansania.

Das Verhältnis zu ihrem Chef ist respektvoll und freundlich zugleich: Für sie ist er schlicht der »Papa«, eine Vaterfigur. Seine engste Mitarbeiterin und Managerin stellt ihm jeden Tag eine frische Rose auf den Schreibtisch. Er nennt sie liebevoll »mein Elisabethle«. Die junge Kenianerin kennt Georg Kamm gut. Wenn er zerfurcht dreinschaut, weiß sie: Es hat wieder Ärger gegeben. Zeit, miteinander zu beten.

Derweil läuft in den Labors des Saint-Luke-Instituts die Forschung akribisch weiter. Die Wissenschaftler haben der Malaria den Kampf angesagt, immer noch die Todesursache Nummer eins in Afrika. Aus der einheimischen Artemisia, einem Beifuß-Gewächs, extrahieren die Forscher den Wirkstoff Artemisin, mit dem Malaria wirksam bekämpft werden kann. »Die Tabletten sind für jedermann erschwinglich«, freut sich der missionarische Entrepreneur Kamm. Mit Ausnahme Südafrikas muss der schwarze Kontinent Medikamente noch immer einführen. Meist aus Westeuropa, zunehmend auch aus Indien.

»Wir sind natürlich kein Freund der Pharmaindustrie«, schmunzelt Georg Kamm. Die habe immer wieder versucht, seine glänzend ausgebildeten Mitarbeiter abzuwerben. Man bot das vierfache Gehalt oder Universitätsstipendien für die Kinder. Doch der Deutsche hat inzwischen gelernt, hartnäckige Verhandlungen zu



meistern. Mit dem Pharmaunternehmen Novartis etwa, das sich sein Malariageschäft nicht versauen lassen wollte.

Herausgekommen ist eine Vereinbarung, wonach in Arusha mit Hilfe von Novartis eine Extraktionsanlage für den Malaria-Wirkstoff Artemisin aufgebaut wurde. Die Bauern in der Umgebung hat die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) unterstützt, Artemisia-Pflanzen in größeren Mengen anzubauen. »Das Ganze ist in ein WHO-Programm zur Malaria-Bekämpfung eingebettet«, weiß Kamm, der im Auftrag des bayerischen Missionswerkes tätig ist.

Novartis hat im Gegenzug zugesagt, 20 Prozent des gewonnenen Artemisins direkt an die Saint Luke Foundation abzuführen – zur Belieferung der kirchlichen Krankenhäuser und Apotheken. Kommerzielle Zwecke verfolgt die Stiftung nicht.

Georg Kamm hat vorgemacht, wie Entwicklungshilfe funktionieren kann. Der Missionar mit Forschergeist und dem Händchen fürs Unternehmerische saß Hunderte Stunden im Flugzeug, um in den verschiedenen Krankenhäusern nach dem Rechten zu sehen, hat zweimal einen Flugzeugabsturz überlebt, wurde gekidnappt und mit hohen Auszeichnungen geehrt. Heute, am Ende seines Arbeitslebens, gilt er als Medizinpionier in der Bekämpfung von Krankheiten in Afrika.

Mit seinem Nachfolger, Dr. Bernhard Köhler aus Würzburg, wird der 65-jährige Rothenburger noch zwei Jahre lang zusammen arbeiten. Und dann? Nur Blumen im Garten zu gießen, kann er sich nicht vorstellen. Deshalb bleibt der fränkische Missionar seiner Wahlheimat Tansania treu.

*Annekathrin Jentsch ist Pressereferentin
bei Mission EineWelt in Neuendettelsau*

In den Produktionsanlagen der
kirchlichen Stiftung werden Mitarbeiter
aus anderen Hospitälern geschult,
Infusionslösungen herzustellen. (MEW/Köhler)



Jesusfilme im Buschkino

Pfarrer Hans-Martin Geißner sieht sich in Tansania als Mittler

Über einhundert Predigtstellen hat der Theologe zu betreuen. Ohne Hilfe von einheimischen Evangelisten wäre das nicht zu bewältigen. (MEW/Knut Henkel)



Seit 2001 arbeitet Hans-Martin Geißner, der zuvor Gemeindepfarrer in Sulzbach-Rosenberg war, im Auftrag von Mission EineWelt unter den Massai in Tansania. Das Nomadenvolk durchquerte einst riesige Steppengebiete Ostafrikas. Heute geraten die Viehhirten mit ihrer Lebensweise mehr und mehr in Konflikt mit der modernen Welt.

»Ich sehe mich als eine Art Mittler zwischen der westlichen Kultur und der Tradition der Massai«, beurteilt Hans-Martin Geißner seine Arbeit im »Massai-Missionsgebiet«. Denn die Versuchungen seien besonders für die jungen Krieger groß: Ein Motorrad, zum Beispiel, wollen viele besitzen. Also geht das wenige Geld, was sie haben, dafür drauf, und für dringend notwendige Dinge im Dorf (Boma) bleibt nichts übrig. Oder die jungen Männer suchen das vermeintlich große Glück in der Metropole Daressalam, enden aber meist als Türsteher in Souvenirläden oder Parkplatzwächter. »Im Tourismus wirbt man gern mit den Massai, aber eine wirkliche Lobby haben sie nicht«, beklagt Geißner, der sich so gut er kann, für »seine« Massai einsetzt. Und das sind in den Steppengebieten rund um die Stadt Morogoro immerhin einige Tausend.

Um die einhundert Predigtstellen betreut der 44-jährige gebürtige Schwabacher. Ohne die Unterstützung seiner Massai-Evangelisten würde er nicht zurande kommen, auch wenn sie nicht taufen und kein Abendmahl austeilen dürfen. Ebenso braucht er seine Mitarbeiter, weil sie bei den Gottesdiensten von Kisuheli, der Verkehrssprache Tansanias, in die Maa-Sprache der Massai übersetzen. Bei einer durchschnittlichen Schulbildung von zwei Schuljahren sprechen viele der Steppennomaden nur ihre eigene Sprache.

Einmal wöchentlich trifft sich Geißner mit seinen Evangelisten im Gemeindehaus. Dort finden auch Seminare für Frauen und Männer statt. Es geht um Familienplanung, um die Behandlung von Augenkrankheiten oder den Bau von Brunnen. Eigentlich kümmert er sich so ziemlich um alles. »Mit den Männergruppen bespreche ich auch die Verwendung eines Kondoms«, erklärt der Pfarrer.

Seine Frau, Angelika Masi-Geißner, hat sich das Vertrauen der Frauen erworben. Neben Gesprächen über Ehe und Beschneidung vertreibt sie die Arbeiten der Massaifrauen: Perlenarmbänder und -ketten, kleine Perlendöschen, bestickte Geschirrtücher. Sie werden über Freunde verkauft, und der Erlös fließt wieder den Massai zu.

Auf finanzielle Unterstützung sind die Geißners bei ihrer Arbeit angewiesen: Mission EineWelt kommt für Gehalt, Auto und Schulgebühren der Kinder auf. Die Projekte müssen über Spenden eingeworben werden. Von dem Geld wird Reis an Bedürftige verteilt, werden Kinder mit Gaumenspalten, Wasserköpfen oder Verbrennungen im Krankenhaus behandelt, Wasserfilter eingesetzt, ein Haus für ein behindertes Elternpaar gebaut. Auch die Schulgebühren für Massaimädchen – bis zu 500 Euro pro Kind jährlich – finanzieren sich über Spenden.

Nicht immer ist Hans-Martin Geißner Entwicklungshelfer. Auf seinen »Evangelisationswanderungen« zieht er als Missionar von Gemeinde zu Gemeinde. Im weißen Jeep sind Technik, Zelte und Gepäck für drei bis vier Tage im Busch sorgsam verstaut. Manche Evangelisten steigen unterwegs zu, andere fahren mit dem Fahrrad. »Am Ende sind wir gut 15 Leute im und auf dem Auto«, schmunzelt Geißner.

Anfangs versucht der deutsche Pfarrer, mit den Massai ins Gespräch zu kommen. Erkundigt sich nach ihren Tieren, ihren Krankheiten, ihren Sorgen und Nöten. Erst dann kann er auch Gottesdienst halten. Zur Abwechslung wird Fußball gespielt. Abends ist »Buschkino« angesagt: Der mitgebrachte Generator sorgt für Strom, damit Jesusfilme oder Aids-Aufklärungstreifen gezeigt werden können. Am nächsten Morgen zieht der Pfarrer weiter, fünf Kilometer Fußmarsch zur nächsten Ansiedlung. Mit seinem unentbehrlichen Sonnenschirm ist Hans-Martin Geißner schon von Weitem gut zu sehen.

Annekathrin Jentsch ist Pressereferentin bei Mission EineWelt in Neuendettelsau

Die rasende Ärztin

Gesundheitsdienst in Paraguay

»Indianer haben ein Recht auf Gesundheit«, sagt Gertrude Hiebert. Die mennonitische Ärztin hat sich den Kampf gegen Armut und Krankheit zur Lebensaufgabe gemacht.

Unterwegs auf dem Land fühlt sich Gertrude Hiebert immer noch am wohlsten. Trotz Durchfall hat sich die 59 Jahre alte Ärztin heute Morgen in den Jeep geschwungen und knattert über die Erdpisten des Chacos. In der Nacht gab es einen Wolkenbruch. Die sonst knochentrockenen Böden der Dornbusch-Savanne stehen unter Wasser, machen die Fahrt zu einer Schlitterpartie. Dafür blühen die Jacaranda-Bäume auf den Viehweiden in leuchtendem Lila. Gertrude Hiebert freut sich über den Regen, der im Norden Paraguays ein kostbares Gut ist. Sie kennt jede Kurve und weiß, wo sie abbremmen muss, um nicht ins Schleudern zu geraten.

Die Ärztin bekämpft seit dreißig Jahren Tuberkulose, Masern oder Grippe in den Indianersiedlungen des Bezirks Boquerón, ihrer Heimat im Norden Paraguays. »Warum müssen unsere Kranken immer noch sterben?«, fragt sie entrüstet und schlürft ihren kühlen Kräutertee. Schnell redet sich die Familienärztin und Epidemiologin in Fahrt. In ihrer Laufbahn hat sie schon viele Krankheiten und Todesfälle erlebt, die leicht hätten vermieden werden können. Doch die Regierung kümmert sich kaum um die Ureinwohner des Chacos, die ihren Lebensraum an Viehzüchter, Landwirte und Holzunternehmen verloren haben. Den mennonitischen Siedlern aus Russland und Kanada, die seit 1927 den unwirtlichen Norden des Landes besiedeln, waren die Indianer von Anfang an billige Arbeitskräfte. Heute leben die meisten der rund 42.000 Indianer verschiedener Ethnien in katholischen und protestantischen Missionssiedlungen und halten sich als Tagelöhner bei Landwirten und Viehzüchtern über Wasser.

»Ich wollte schon immer mit den Indianern arbeiten«, erzählt Gertrude Hiebert, die hier als eines von 17 Kindern geboren wurde. »Bei ihnen leben alle unbefangen zusammen, Männer, Frauen und Kinder. Alle sind glücklich.« Eine typische Frauenbiographie in der konservativen Glaubensgemeinschaft der Mennoniten hätte sie kreuzunglücklich gemacht. So brach sie früh mit deren Traditionen, blieb alleinstehend, wurde als erste Frau Lehrerin und studierte anschließend Medizin in Buenos Aires und London mit dem festen Ziel, die Lebensqualität der Indianer zu verbessern. Inzwischen koordiniert die hartnäckige Christin das staatliche Tuberkuloseprogramm, arbeitet mit der Deutschen



Gertrude Hiebert bei der Visite im Chaco. Wenn die mennonitische Ärztin die Siedlungen besucht, wird die »Doctora« freudig begrüßt. (EMW/Heiner Heine)



Lepa- und Tuberkulose-Hilfe zusammen, ist Dozentin für Epidemiologie und leitet das Gesundheitssekretariat des Bezirks Boquerón. Viel Büroarbeit, aber die Fahrten aufs Land lässt sie sich nicht nehmen.

Freudig begrüßen die Bewohner von Campo Loa ihre »Doctora«. Sie umarmen sich, klopfen sich die Schultern, schütteln die Hände. Ein paar Worte auf Nivaclé, Spanisch oder mennonitischem Platt, lautes Gelächter und strahlende Gesichter. »Nimmst du auch immer deine Medizin, Alonso?«, fragt sie einen hageren Mann. Der nickt müde und schlurft davon. Die »Doctora« behandelt schon lange nicht mehr selbst. Dafür hat sie die Mobile Hilfe mit Krankenschwestern und Ärzten eingerichtet und Gesundheitshelfer vor Ort ausgebildet. »Aufgrund ihrer Sprache und Kultur erkennen sie die Probleme und Krankheiten besser als jeder Nicht-Indianer«, weiss sie und nickt Elsa Rojas ermutigend zu, als diese dem alten Ramón die Pillen in den Mund steckt. »Direct Observed Treatment Shot«, kurz DOTS, nennt sich die Methode, mit der Tuberkulose endgültig ausgerottet werden soll. In Boquerón wird DOTS seit 1998 erfolgreich angewandt, zwei Jahre früher als vom Staat verlangt. Natürlich auf Initiative der nimmermüden Gertrude Hiebert.

Als nächstes will sie landwirtschaftliche Beraterinnen ausbilden. »Nur so können wir die Armut unter den Indianern wirklich bekämpfen«, sagt sie, setzt sich in den Jeep und braust ab in die nächste Siedlung.

Constanze Bandowski ist freie Journalistin in Hamburg

Bodybuilder in der Kirche

Eine Gemeinde in Kapstadt

Am Rande von Kapstadt herrscht in manchen Behausungen das nackte Elend. Nun ist in die kleine lutherische Gemeinde wieder Leben eingezogen. Gemüsegarten, Armenspeisung, Arbeitsplätze, Aids-Hospiz – und ein Raum für Bodybuilding machen die Gemeinde zu einem Ort der Hoffnung.

Eisleben-Straße. Welche eine Anschrift für eine lutherische Kirche in Südafrika! »Hier kamen früher die weißen Farmer zur Kirche«, sagt Pastor Otto Kohlstock. Doch sie verließen nach und nach die ländliche Gegend, und die Arme-Leute-Quartiere schoben sich weiter in das flache Land. Das riesige Viertel um die weiß gestrichene Kirche heißt Philippi und gehört heute zu den ärmsten Kapstadts. Nachdem das Anwesen viele Jahre vermietet war, beschloss die Kirchenleitung, wieder eine lutherische Gemeinde zu etablieren. Seit 2003 »ging es richtig los«, berichtet Kohlstock.

Wie arm manche Menschen in Philippi sind, hatte sich Kohlstock, der seit vielen Jahren in Südafrika arbeitet, nicht vorstellen können. »Ich habe Erwachsene und Kinder kennen gelernt, die tagelang nicht satt geworden waren.« Die hohe Arbeitslosigkeit unter den meist schlecht ausgebildeten nicht-weißen Bewohnern des Stadtteils ist für die Misere verantwortlich. Deshalb hat er in »Themba Labantu« (Hoffnung für die Menschen) zunächst zwei Projekte gestartet: Eine Suppenküche, die täglich gesundes Essen gratis an Kinder und für wenig Geld an Erwachsene ausgibt und einigen Frauen einen Arbeitsplatz bietet. Außerdem wurde das Gelände um die Kirche zum Gemüsegarten erklärt, wo Interessierte eine Ackerparzelle bewirtschaften können. Aber das war erst der Anfang.

Wie viele Menschen in seiner Gemeinde HIV-positiv oder aidskrank sind, kann der Pastor, der im Auftrag des Berliner Missionswerkes in Kapstadt arbeitet, nicht sagen. Aber er weiß aus vielen Gesprächen, dass sich die Situation für diejenigen verbessert hat, die die neuen Medikamente einnehmen. Seither können viele Patienten sich wieder selbst versorgen oder sogar arbeiten. Dennoch ist das kleine Hospiz, das die Gemeinde auf dem Grundstück betreibt, meistens überfüllt. »Wir werden auch in Zukunft einen Ort brauchen, wo die Menschen würdevoll sterben können«, betont Kohlstock und erzählt von den Plänen, die kleine Krankenstation auf 20 Betten zu vergrößern. Aber er möchte nicht, dass sich das Gemeindezentrum als »Aids-Zentrum« in den Köpfen der Menschen etabliert. »Menschen, die krank

sind, werden oft ausgegrenzt«, sagt er. Zwar bietet er mit Unterstützung von Fachleuten Aufklärungs-Seminare, unterstützt Kranke in jeder Hinsicht, und bietet Infizierten und Kranken einen Treffpunkt, aber für ihn ist Kirche mehr: »Kirche ist für alle da. Sie muss dort sein, wo die Not am größten ist. Sie muss Hoffnung vermitteln und darf niemanden ausgrenzen.«

Einigen HIV-positiven Menschen bietet die Kirchengemeinde einen Arbeitsplatz in der Perlenwerkstatt. Dort wird unter anderem Weihnachtsschmuck hergestellt und meistens an Ausländer verkauft. »Ich hätte gerne so viele Vorbestellungen, dass ich die zwanzig Mitarbeitern fest anstellen kann, damit sie sozial- und krankensichert sind«, meint Kohlstock. Bisher erwirtschaftet das Projekt gerade so viel, dass er Material und Löhne bezahlen kann.

Die hohe Arbeitslosigkeit trifft auch die männlichen Jugendlichen in Philippi hart. »Langeweile, geringes Selbstwertgefühl und die Aussichtslosigkeit, das Elend jemals verlassen zu können, sind der ideale Nährboden für Gewalt«, hat der evangelische Pfarrer beobachtet. Wenn die Kirche nicht als Gottesdienst- oder Unterrichtsraum gebraucht wird, dann mutiert sie zum Fitness-Raum. »Hier können sich die Jungs abarbeiten, ihre Kräfte im fairen Wettkampf messen und«, hier muss der 50-jährige durchtrainierte Pfarrer ein wenig grinsen, »sich selbst und gegenseitig bewundern«. Auf jeden Fall erfreuen sich die Maschinen bei den ansehenden Bodybuildern großer Beliebtheit.

Kohlstock, der in seiner Gemeinde nicht jeden Sonntag predigt – das ist eine Aufgabe, die Mitglieder des Kirchenvorstandes übernehmen – ist oft eingeladen, in anderen Gemeinden zu predigen. Dann hat er in den ganz vornehmen Stadtteilen Kapstadts Gelegenheit, den Christinnen und Christen dort aus dem Leben seiner Gemeinde zu berichten: Manch einer oder eine hat sich angesprochen gefühlt und unterstützt das »Hoffnung für Menschen«-Zentrum.

Mittlerweile hat Kohlstock mehrere Mitarbeitende in dem Zentrum angestellt. Das Hospiz wird sich in absehbarer Zeit über die Gesundheits- und Sozialbehörde finanzieren. Ob die Perlenwerkstatt und die Suppenküche, die sechs Tage in der Woche je hundert Essen ausgibt, sich jemals selbst finanzieren können, weiß Kohlstock nicht. Aber er will die Kirche auch nicht in ein profitables Unternehmen umwandeln. »Bei so viel Aktivitäten, die das körperliche Wohl der Menschen zum Mittelpunkt haben, darf das geistliche nicht vergessen werden«, mahnt er.

Freddy Dutz ist Pressereferentin im Evangelischen Missionswerk in Deutschland, Hamburg



Im Gemeindezentrum »Themba Labantu« (Hoffnung für die Menschen) erhalten die Kinder eine gesunde Mahlzeit gratis. (EMW/Heiner Heine)



»Körperbildung« unter der Woche, »Seelenbildung« am Sonntag: Treffpunkt für die Menschen im Stadtteil Philippi ist die lutherische Kirche. (EMW/Heiner Heine)

Chancen für die Straßenkinder

Ein Kinderzentrum in Nairobi



Oben: Zum Programm des PLCC gehört es auch, dass die Kinder tagsüber genügend Raum zum Spielen bekommen.

Unten: Viele der Mädchen haben im Kinderzentrum Pangani erstmals die Möglichkeit, zur Schule zu gehen und etwas zu lernen. Beim Rechnen muss man natürlich die Finger zu Hilfe nehmen. (beide MEW/Claudia Heiss)

Sie können nur für wenige der 30.000 Kinder etwas tun, die in Nairobi auf der Straße leben. Aber sie tun es – und ernten kleine Erfolge. Und die können dem Leben der Kinder eine neue Richtung geben.

Miriam Wangoi ist zwölf Jahre alt. Sie kam 1995 in Nairobi zur Welt und verbrachte ihre ersten zehn Lebensjahre in den Gassen und Straßen der Hauptstadt von Kenia. Wie schon ihre Mutter und ihre Großmutter bettelte sie, um etwas zu essen zu bekommen. Sie hatte bereits damit begonnen, ihren Alltag mit dem Schnüffeln von Klebstoff zu betäuben, als eine Mitarbeiterin des lutherischen Kinderzentrums Pangani (PLCC) ihr dort einen Platz anbot. Regelmäßig essen und zur Schule gehen, ein Dach über dem Kopf, Kleidung und medizinische Versorgung. Mehr bot die Sozialarbeiterin nicht. Mehr nicht und doch ungeheuer viel. Es veränderte das Leben des Mädchens grundlegend.

»Kein Vergleich mit dem Leben, das ich gewohnt war, und mehr als warmes Essen und Freunde«, sagt sie heute. Ihre Mutter hatte ihr vor mehr als zwei Jahren dankbar erlaubt, das Straßenleben hinter sich zu lassen und in das Kinderzentrum zu gehen. Die Mutter hat im letzten August ihr Leben auf der Straße verloren. »Dieses Schicksal soll Miriam erspart bleiben«, sagt Claudia Heiss, die in dem Kinderzentrum mitarbeitet. Sie ist seit 2004 in dem ostafrikanischen Land gemeinsam mit ihrem Mann Fritz Heiss, der dort im Auftrag des bayerischen Centrums Mission EineWelt als Abteilungsleiter in der christlichen Bildungsarbeit der Evangelisch-Lutherischen Kirche des Landes arbeitet. Claudia Heiss setzt sich nachdrücklich gegen die Not der Mädchen in Nairobis Straßen ein und nutzt dazu ihre Kontakte nach Deutschland. Sie arbeitet ehrenamtlich. Das Schicksal von Miriam und vielen anderen Mädchen in Nairobi motiviert sie und die Projektleiterin Mary Mshana jeden Tag, sich für diese Kinder einzusetzen.

Mit rund 40.000 Euro im Jahr muss das Kinderzentrum auskommen. Davon werden Nahrungsmittel, Kleidung und Schuhe gekauft, Haus- und Schulbesuche finanziert sowie Wasser, Strom und Fahrtkosten bezahlt. Zudem müssen Gebäude instandgehalten und Personal entlohnt werden. Das Pangani-Kinderzentrum wurde 1994 von Frauen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Kenia (KELC) ins Leben gerufen. Zunächst ging es nur darum, Kinder mit Tee und Nahrung zu versorgen, die



Claudia Heiss engagiert sich seit Jahren für das Kinderzentrum in Kenias Hauptstadt Nairobi. (MEW/Claudia Heiss)



rund um die lutherische Kirche Mathare in Eastleigh, einem Stadtteil von Nairobi, bettelten. Diese Hilfe, das wurde den Beteiligten bald klar, reichte nicht aus.

Als Kenias Regierung ein Jahr später dazu aufrief, sich um die damals rund 30.000 Straßenkinder zu kümmern, entschied die Frauenabteilung der KELC, eine Einrichtung für Mädchen aufzubauen. Das Kinderzentrum Pangani entstand.

Seither nimmt das PLCC Mädchen zwischen fünf und zwölf Jahren auf, die auf Nairobis Straßen betteln. Meist kommen die Mädchen aus den Slums der 2,7 Millionen Einwohner zählenden Metropole. Sie werden in einem Umfeld groß, in dem Drogenmissbrauch, Gewalt, Prostitution und Kriminalität an der Tagesordnung sind. Dem haben vor allem die Mädchen wenig entgegenzusetzen. Das Kinderzentrum kümmert sich deshalb besonders um sie, aber auch um Kinder, die durch die Immunschwächekrankheit Aids zu Waisen geworden sind. Und deren Zahl wächst.

Das Pangani-Haus, in dem die Mädchen untergebracht sind, bietet jedoch nur zwölf feste Plätze. Andere Kinder werden tagsüber betreut und müssen die Nacht in den Slums der Stadt verbringen. 95 Mädchen werden insgesamt betreut, für mehr reichen die finanziellen Möglichkeiten nicht. Alle Kinder durchlaufen die Grundschule. Wer gute Noten hat, kann höhere Schulen bis zum Abitur besuchen. Für den weiteren Ausbildungsweg gibt es noch keine gesicherten Angebote, aber das Zentrum hat einigen Mädchen in den vergangenen Jahren auch Ausbildungen finanzieren können.

»Wir erleben«, schreibt Projektleiterin Mary Mshana begeistert, »wie sich das Leben der Mädchen verändert und mit neuem Sinn erfüllt wird.« »Jeder Tag«, sagt Claudia Heiss, »an dem die Mädchen einen unbeschwerten, normalen Schultag erleben, ist ein guter Tag, für den sich all unsere Mühe lohnt. Sie lachen zu sehen, sie beim Lernen, in Spiel und Freizeit interessiert und neugierig zu erleben, schenkt mir die Gewissheit, dass wir alle unsere Möglichkeiten nutzen müssen, damit die Arbeit weitergeführt und verbessert werden kann.« Claudia Heiss will weiter für den Ausbau des Zentrums kämpfen.

Die Straßenkinder von Nairobi sind keine Einzelfälle: Die Weltgesundheitsorganisation WHO geht davon aus, dass derzeit rund 33 Millionen Kinder auf der Straße leben. Der Überlebenskampf zwingt sie, sich zu organisieren. Sie gehen auf Diebeszüge, arbeiten im Drogenhandel oder prostituieren sich. Gewalt ist alltäglich. Sie setzen sie selbst ein, um zu überleben, und sind ihr auch ausgesetzt.

Die Schlagzeilen von Todesschwadronen, die nachts durch lateinamerikanische Städte ziehen und wahllos Kinder niedermetzeln, sind nur beispielhaft für solche Gewalt.

Alleine in Brasilien wird die Zahl der Straßenkinder mit sieben Millionen angegeben. Straßenkinder sind laut Definition zumeist Stadtkinder. Grund für die große Zahl der auf der Straße lebenden Kinder ist der Zerfall von Familien- und Dorfstrukturen sowie gewaltsame Auseinandersetzungen und Kriege. Oft bleiben Kinder nach Gewalterfahrungen als Überlebende auf den Straßen zurück. Sie leben in Lumpen gekleidet unter Pappdächern und in den familiären Strukturen, die sich aus dem Zusammenleben mit anderen Kindern auf der Straße ergeben. Diese Kinderschicksale sind weltweit vergleichbar, auswechselbar und oft hoffnungslos. Es gibt aber auch Ausnahmen.

Joyce Wanjiru war elf Jahre alt, als sie ins Pangani-Kinderzentrum kam. Sie sollte eigentlich bei ihrem Onkel leben. Der hatte aber ihre Mutter umgebracht und damit ihre Familie zerstört. So lebte sie lieber auf der Straße und sagt selbst, dass sie kein Leben geführt habe, für das man sie beneiden könnte.

Heute will sie »benachteiligte Menschen aus der Armut bringen«. Das hat sie sich vorgenommen und dafür hat sie viel investiert. Sie besuchte die Grundschule am Flugplatz im Stadtteil Eastleigh in Nairobi und konnte mit guten Noten auf die höhere Schule wechseln. Im Dezember vorletzten Jahres hat sie ihr Abitur gemacht.

Damit sie soweit kommen konnte, hat das PLCC sämtliche Schulkosten übernommen, für Hausaufgabenbetreuung gesorgt, ein Frühstück und ein Mittagessen im Center angeboten und vieles mehr. Ziel der Arbeit im Pangani-Kinderzentrum ist, den Mädchen nicht nur einen Bildungsabschluss auf der höchstmöglichen Ebene zu bieten, sondern ihnen damit auch eine Perspektive für ein selbständiges, selbstbestimmtes Leben zu eröffnen.

Joyce hat sich gegen das College entschieden. Sie will Krankenschwester werden, und das PLCC will die Kosten von 1.000 Euro pro Jahr für die vierjährige Ausbildung übernehmen. »Obwohl wir das Geld im Moment nicht haben, glauben wir fest daran, dass es irgendwie möglich wird«, meint Claudia Heiss. Sie habe in Kenia gelernt, dass Unmögliches manchmal eben doch möglich wird.

Helge Neuschwander-Lutz ist Medienreferent von Mission EineWelt, Neuendettelsau

Koordination und Projektbüro:
**Evangelisches Missionswerk
in Deutschland e.V.**
Normannenweg 17–21, 20537 Hamburg
Telefon (040) 2 54 56-148, Fax-448
mission.de@emw-d.de

**Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer
Gemeinden in Deutschland K.d.ö.R. ***
Christoph Landes
Rottmannshart 1, 85077 Manching
Telefon (084 59) 3 32 96 05,
Fax (084 59) 66 08
info@menno-hilfswerk.de

**Arbeitsgemeinschaft Missionarische
Dienste ***
Postfach 330220, 14172 Berlin
Telefon (030) 83001-313, Fax -333
amd@diakonie.de · www.a-m-d.de

**Berliner Missionswerk der
Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg
– schlesische Oberlausitz**
Georgenkirchstraße 69/70, 10249 Berlin
www.berliner-missionswerk.de

**Bund Evangelisch-Freikirchlicher
Gemeinden in Deutschland K.d.ö.R.**
Johann-Gerhard-Oncken-Straße 7
14641 Wustermark
www.baptisten.org

**CBM (Christoffel-Blindenmission
Deutschland e.V.) ***
Nibelungenstraße 124, 64625 Bensheim
Telefon (062 51) 131-286, Fax -299
communications@cbm.de · www.cbm.de

Deutsche Bibelgesellschaft *
Balingen Straße 31, 70567 Stuttgart
Telefon (07 11) 71 81-0, Fax -250
infoabt@dbg.de · www.bibelgesellschaft.de

Deutsche Evangelische Missionshilfe e.V.
Normannenweg 17–21, 20537 Hamburg

**Deutsche Gesellschaft für
Missionswissenschaft**
Prof. Dr. Andreas Feldtkeller
Sellostraße 11, 14471 Potsdam

Deutsche Seemannsmission e.V.
Jippen 1, 28195 Bremen
www.seemannsmission.org

**Deutsches Institut
für ärztliche Mission e.V. ***
Paul-Lechler-Straße 24, 72076 Tübingen
Telefon (070 71) 2065 12, Fax 20 65 10
info@difaem.de · www.difaem.de

**Evangelische Brüder-Unität
(Herrnhuter Brüdergemeine)**
Badwasen 6, 73087 Bad Boll
www.ebu.de

**Evangelisch-methodistische Kirche –
Mission und internationale kirchliche
Zusammenarbeit ***
Missionssekretär Thomas Kemper
Holländische Heide 13, 42113 Wuppertal
Telefon (02 02) 76 70-190, Fax -193
weltmission@emk.de
www.emkweltmission.de

Evang.-Luth. Missionswerk Leipzig
Paul-List-Straße 19, 04103 Leipzig
www.lmw-mission.de

Ev.-luth. Missionswerk in Niedersachsen *
Georg-Haccius-Straße 9, 29320 Hermannsburg
Telefon (050 52) 69-211, Fax -222
n.schmidt@elm-mission.net
www.elm-mission.net

Evangelische Kirche in Deutschland
Herrenhäuser Straße 12, 30419 Hannover
www.ekd.de

**Evangelisches Missionswerk
in Südwestdeutschland e.V. ***
Vogelsangstraße 62, 70197 Stuttgart
Telefon (071 1) 6 36 78-71, Fax -66
vertrieb@ems-online.org · www.ems-online.org

Gossner Mission *
Georgenkirchstraße 69/70, 10249 Berlin
Telefon (030) 2 43 44 57-50, Fax -52
mail@gossner-mission.de
www.gossner-mission.de

Herrnhuter Missionshilfe e.V. *
Badwasen 6, 73087 Bad Boll
Telefon (071 64) 94 21-0, Fax -99
info@herrnhuter-missionshilfe.de
www.herrnhuter-missionshilfe.de

Hildesheimer Blindenmission e.V. *
Helmerstraße 6, 31134 Hildesheim
Telefon (051 21) 1 40 54, Fax 3 99 11
info@h-bm.org · www.h-bm.org

Mission EineWelt *
Centrum für Partnerschaft, Entwicklung
und Mission der Evangelisch-Lutherischen
Kirche in Bayern
Hauptstraße 2, 91564 Neuendettelsau
Telefon (098 74) 90, Fax 93 30
medien@mission-einewelt.de
www.mission-einewelt.de

Norddeutsche Mission *
Berckstraße 27, 28359 Bremen
Telefon (04 21) 46 77-038, Fax -907
info@norddeutschemission.de
www.norddeutschemission.de

**Nordelbisches Zentrum für Weltmission
und Kirchlichen Weltdienst**
Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg
www.nmz-mission.de

Vereinte Evangelische Mission *
Rudolfstraße 137, 42285 Wuppertal
Telefon (02 02) 8 90 04-134, Fax -179
info@vemission.org · www.vemission.org

**Verband Evangelischer
Missionskonferenzen**
Pfarrer Wolfram Gauhl
Düppelstraße 32, 44789 Bochum

**Weitere Informationen über die beteiligten
Missionswerke, Kirchen und Verbände
erhalten Sie auch auf unserer Website
www.mission.de**



- Wenn Sie Material nachbestellen wollen,
gibt es folgende Möglichkeiten:**
1. Über die gemeinsame Website
www.mission.de, auf der Sie auch zahlreiche
Downloads und andere Informationen finden.
 2. Beim Projektbüro mission.de (siehe oben).
 3. Bei den mit * bezeichneten Organisationen
können Sie auch direkt bestellen.



Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste
im Diakonischen Werk der EKD

